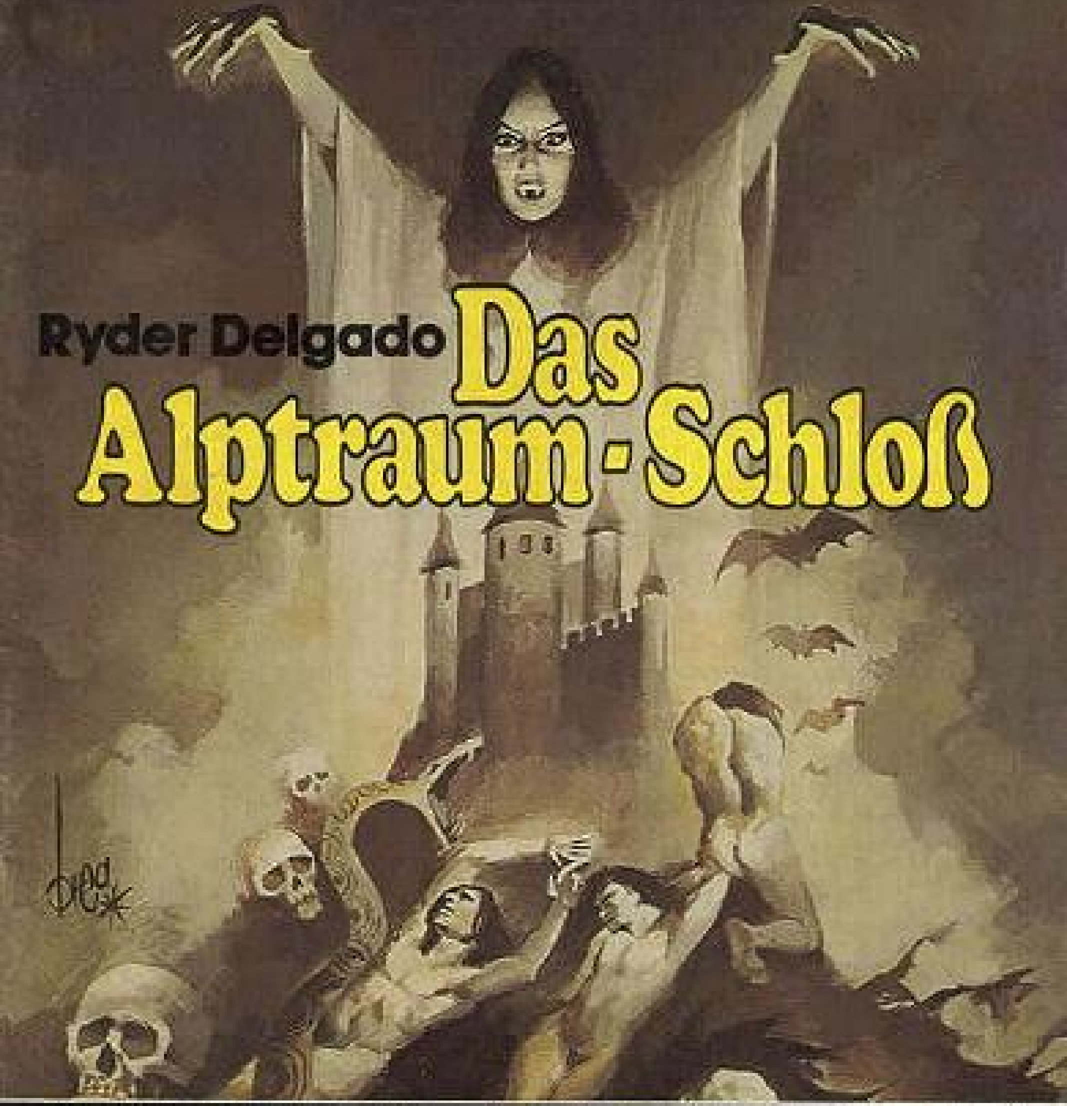
1,60 DM / Band 88
Schweiz Fr 1.70 / Österr. S 12.-

BASTEI

Neuer Roman

Damona King

Eine Frau gegen Geister und Dämonen



Belgien F 32 / Frankreich F 4,40 / Italien L 900 / Luxemburg F 35 / Niederlande f 1,90 / Schweden kr 5,- inkl. / Spanien P 70



Das Alptraum-Schloß

Damona King Nr. 88

von Martin Eisele

erschienen am 28.06.1982

Titelbild von Vilmar

Das Alptraum-Schloß

Geisterhaft und bleich schien das Mondlicht auf das einsam daliegende Landhaus hinunter. Die Nacht war klar und wolkenlos, aber über dem Land lag eine bedrückende, unnatürliche Stille.

Der Wind war vollkommen eingeschlafen, und selbst das Käuzchen, das seit Wochen im nahen Wald nistete und den Bewohnern des Hauses so manche schlaflose Stunde bereitet hatte, war verstummt. Der Mann öffnete lautlos das Tor, blieb einen Moment reglos stehen und ging dann die gewundene Zufahrt zum Haus empor. Der eingeschossige, strohgedeckte Bau im altenglischen Stil lag dunkel und wuchtig vor ihm. Nur über der Tür brannte eine trübe Lampe, die aber kaum ausreichte, mehr als die Umrisse des hölzernen Portals zu erkennen. Wieder blieb der Mann stehen, sah sich aus mißtrauisch zusammengekniffenen Augen um und lauschte auf ein verdächtiges Geräusch. Der Garten erinnerte kaum mehr an die gepflegte, farbenprächtige Anlage, in die seine Besitzer ihn verwandelt hatten. Im bleichen Mondlicht schienen sich die Büsche in dürre, gierig ausgestreckte Spinnenfinger zu verwandeln, und die Äste der uralten Trauerweide neben der Garage erinnerten plötzlich an Arme eines riesigen Kraken, der an Land gekrochen war und geduldig auf ein Opfer lauerte.

Der Mann unterdrückte ein Stöhnen. Trotz der kalten Nacht glänzte seine Stirn vor Schweiß, und als er die Hand aus der Tasche zog und sich mit einer fahrigen Geste über das Gesicht wischte, zitterten seine Finger. Nur mühsam riß er sich von dem grausigen Anblick los und ging weiter auf das Haus zu. Der Weg wand sich zwischen blühenden Sträuchern und sorgfältig gepflegten Blumenrabatten hindurch, aber dafür hatte der Eindringling keinen Blick. Er erreichte die Tür, streckte die Hand nach dem Klingelknopf aus und zögerte.

Sein Herz begann zu rasen. Wieder glitt seine Hand in die Jackentasche. Seine Finger tasteten über das glatte, kühle Metall, und so etwas wie Angst kroch in seiner Kehle empor. Er keuchte, zog die Hand zurück und wandte sich ruckhaft um. Seine Bewegungen wirkten starr und puppenhaft, als hätte er seinen Körper kaum noch unter Kontrolle und müsse sich zu jeder Handlung mühsam zwingen.

Er machte einen Schritt vom Haus weg, blieb stehen und starrte mit schreckgeweiteten Augen auf den Garten hinab. Aber er sah weder die Blumen noch den dunklen Zierteich, sondern einzig das formlose Grauen und die namenlosen Scheußlichkeiten, die sich in den Schatten eingenistet hatten und nur darauf warteten, über ihn herzufallen.

Nein! Er mußte es tun. Er hatte keine Wahl. Er war kein Ungeheuer, und die Menschen in diesem Haus waren seine Freunde, aber wenn er jetzt wegginge, würde ihn Schlimmeres erwarten als der Tod. Er mußte Larians Befehle ausführen, und alles würde gut werden.

Langsam wandte er sich um, hob die Hand und preßte den Daumen auf die Klingel. Drinnen im Haus schlug ein Gong an. Das Geräusch drang nur gedämpft durch das zollstarke Holz der Tür, und er drückte noch einmal auf den Knopf, und noch einmal und noch einmal, so lange, bis hinter einem der schmalen Fenster im Dachgeschoß Licht aufflammte und schlurfende Schritte auf der Treppe hörbar wurden.

Neben dem kleinen Notlicht über der Tür flammte eine zweite, stärkere Lampe auf. Der Mann hob geblendet die Hand vor die Augen und trat einen halben Schritt zurück. In der Tür öffnete sich eine schmale Klappe, und ein dunkles Augenpaar spähte mißtrauisch zu dem nächtlichen Besucher hinaus.

»Was in drei Teufels Namen…«, murmelte eine verschlafene Stimme. »Henry! Wissen Sie eigentlich, wie spät es ist?«

Der Mann nickte. Er brauchte sich nicht zu verstellen, um seiner Stimme einen gequälten Klang zu geben.

»Ich weiß es, Mister Harrods. Es ist mitten in der Nacht, und… und … Sie haben sicher schon längst geschlafen. Aber es ist wichtig. Bestimmt, sonst würde ich nicht so spät stören. Bitte, lassen Sie mich reinkommen, nur einen Moment, und ich erkläre Ihnen alles.«

Der Mann hinter der Tür zögerte sichtlich. Offenbar war ihm nicht

wohl dabei, jemanden mitten in der Nacht in sein Haus einzulassen.

Aber er kannte den Besucher, und es schien wichtig zu sein. Die Klappe wurde geschlossen, und Augenblicke später hörte man das Geräusch eines Riegels, der langsam zurückgeschoben wurde. Dann schwang die Tür mit leisem Quietschen nach innen.

»Kommen Sie schon rein, Henry«, sagte Harrods. Sein Gesicht wirkte verschlafen und alles andere als gut gelaunt, aber er trat beiseite und wartete, bis Henry an ihm vorübergegangen war, ehe er die Tür wieder schloß und sorgfältig den Riegel vorschob.

»Gehen wir in die Bibliothek«, murrte er, »und Sie können mir Ihr Leid klagen. Aber seien Sie um Himmels willen leise. Das Personal schläft, und ich möchte auch nicht, daß meine Frau aufwacht«

Gebückt schlurfte er vor seinem Gast durch die großzügige Eingangshalle, öffnete die Tür und schaltete das Licht in der Bibliothek ein.

Das Rasiermesser in der Hand seines Besuchers bemerkte er erst, als es zu spät war…

***

Mike Hunter gähnte herzhaft, ohne sich die Mühe zu machen, die Hand vor den Mund zu halten. Seine Augen wirkten müde; und in der schwachen Innenbeleuchtung des Wagens glänzte seine Haut wächsern und ungesund.

»Soll ich dich ablösen?« fragte Damona zum dritten Mal in der letzten halben Stunde, und wie schon die beiden Male zuvor schüttelte Mike den Kopf und murmelte etwas, das sich wie »ist ja nicht mehr weit« oder so ähnlich anhörte.

Damona ließ sich seufzend in die Polster des Chevrolet zurücksinken. Sie hatten den Wagen in Edinburgh gemietet, weil keiner von ihnen übergroße Lust verspürt hatte, noch eine Nacht in einem unpersönlichen Hotel weitab von zu Hause zu verbringen. Normalerweise hätten sie den Weg – auch in einem anderen Wagen als dem Porsche, den sie normalerweise fuhren – bis Kings Castle hinauf in drei, höchstens vier Stunden geschafft.

Aber der Highway nach Westen war wegen Bauarbeiten gesperrt worden, und als Mike nach einem Blick auf die Landkarte großspurig erklärt hatte, er würde eine Abkürzung nehmen, hatte das Unglück gewissermaßen seinen Lauf genommen. Natürlich hatten sie sich prompt verfahren, und aus den vier Stunden waren sechs geworden, und sie waren immer noch mehr als eine Stunde von zu Hause entfernt.

»Wirf mal einen Blick auf die Karte«, sagte Mike halblaut. »Wenn mich mein Orientierungssinn nicht völlig im Stich läßt, dann müßte das dort vorne Saint Anns sein.« Er deutete mit einer Kopfbewegung

auf die Häuser eines kleinen Ortes, der an der Straße vor ihnen sichtbar geworden war. »Danach müßte Karghill kommen, und fünf Meilen weiter stoßen wir wieder auf die Hauptstraße. Dann geht's ab nach Hause. In die Heia«, fügte er in wesentlich erfreuterem Ton hinzu.

Damona klappte das Handschuhfach auf und nahm die Karte hervor. »Es ist Saint Anns«, sagte sie, nachdem sie eine Weile mit dem Finger über die Karte gefahren war und angestrengt versucht hatte, die winzige Schrift darauf zu entziffern.

»Wußt' ich's doch«, nickte Mike zufrieden. »Direkt hinter dem Ort zweigt eine schmale Straße nach Westen ab. Wenn wir der folgen, sparen wir glatte drei Meilen.«

»Das wirst du hübsch bleiben lassen«, sagte Damona in gespieltem Zorn. »Einer deiner famosen Abkürzungen haben wir es zu verdanken, daß wir immer noch hier hocken, statt uns längst vor einem gemütlichen Kaminfeuer auf Kings Castle zu räkeln.«

»Ist ja schon gut«, sagte Mike kleinlaut. Er schaltete herunter, nahm Gas weg und ließ den schweren Wagen nahezu lautlos über die kopfsteingepflasterte Hauptstraße rollen. Natürlich wußte er, daß Damonas Worte nicht so ernst gemeint waren, wie sie sich anhörten. Aber nach zwei Wochen im Ausland freuten sie sich beide auf ein paar Tage Faulenzen auf Kings Castle.

Mehr noch als ihr Zusammenstoß mit Kirgal-Chan und Zarangar hatte die Aufgabe, das festgefahrene Flughafen-Projekt im Nildelta wieder auf Vordermann zu bringen, an ihren Kräften gezehrt, und sie waren beide, wie man so schön sagt, urlaubsreif. Nur daß ein Urlaub bei der derzeitigen angespannten Geschäftslage des King-Konzerns einfach nicht drin war. Selbst wenn von diesem Augenblick an alles gut ging – der Milliarden-Dollar-Konzern, zu dem sich das King-Unternehmen in den letzten Jahren entwickelt hatte, hatte Federn lassen müssen, und sie mußten sich schnellstens nach neuen Märkten umsehen, wenn die Entwicklung des Geschäftes nicht um zehn Jahre zurückgeworfen werden sollte. Und gerade im Moment brauchte Damona Geld – vielleicht mehr als je zuvor. Denn mit Zarangar war ein Feind aufgetaucht, der mindestens ebensoviel vom Wirtschaftsleben verstand wie sie, der, wenn auch geschwächt, so doch immer noch ein mächtiges Wirtschaftsimperium hinter sich hatte und der diese Machtmittel rücksichtslos einzusetzen verstand.

Damona schob die bedrückenden Gedanken mit einem Seufzen zur Seite. Sie hatte später Zeit genug, sich mit diesen Problemen zu befassen. Im Moment wollte sie nichts als nach Hause und mindestens drei Tage lang gar nichts tun.

Mike fluchte plötzlich leise, nahm den Fuß vom Gas und begann den Wagen sanft abzubremsen. »Was ist los?« fragte Damona.

Statt einer Antwort deutete Mike mit einer Kopfbewegung nach vorn. Am Ende der Straße stand ein schwarzer Streifenwagen, und daneben warteten gleich drei Polizisten, von denen einer mit einer Taschenlampe winkte und eindeutige Gesten zum Anhalten machte.

»Auch das noch!« maulte Mike.

Damona grinste. »Hast du vielleicht die Geschwindigkeitsbegrenzung mißachtet?« fragte sie. »Oder gibt es hier jemanden, von dem ich bisher nichts wußte? Wenn du irgendwelche Alimente zu zahlen hast, dann tu es und fahr weiter.«

Mike warf ihr einen giftigen Blick zu. »Sehr witzig«, sagte er.

»Wirklich sehr witzig. Ha ha.« Er lenkte den Wagen an den linken Straßenrand, kurbelte das Seitenfenster herunter und sah dem Streifenbeamten mit einer Mischung aus Resignation und Ungeduld ins Gesicht. »Ja?«

»Constabler Metheson, Sir, einen schönen guten Abend.«

»Naja, gut…«, knurrte Mike, raffte sich aber dann doch zu einem halbherzigen Lächeln auf und fragte: »Was kann ich für Sie tun, Constabler?«

»Nur eine Routinekontrolle, Sir. Wenn ich um Ihre Papiere bitten dürfte.«

»Selbstverständlich«, sagte Mike. Er löste seinen Sicherheitsgurt, zog seine Brieftasche hervor und reichte dem Constabler Ausweis, Führerschein und die Papiere des Mietwagens. Währenddessen ging einer der beiden anderen Polizisten langsam um den Wagen herum, leuchtete mit einer Taschenlampe ins Innere und untersuchte sehr genau Reifen, Nummernschild und Kofferraumdeckel. Damona begann die ganze Sache sehr sonderbar vorzukommen. Nach einer normalen Verkehrskontrolle sah das jedenfalls nicht aus.

»Verzeihen Sie die Frage«, sagte Metheson nach einer Weile, ohne irgendwelche Anstalten zu machen, Mike seine Papiere zurückzugeben, »aber Sie sind Mister Hunter, Mister Mike Hunter, wohnhaft in Kings Castle, Marnockfearn, richtig?«

»Richtig«, sagte Mike geduldig. »Soweit ich mich erinnern kann, steht das auch in meinen Papieren.«

Metheson zeigte sich von der Spitze nicht im mindesten beeindruckt. »Und der Wagen, den Sie fahren, ist ein Chevy.«

»Auch richtig«, erwiderte Mike gepreßt. »Ich bewundere Ihre Kenntnisse, Constabler.«

»Ist das Ihr Wagen?«

»Er gehört einer Autovermietung«, sagte Damona rasch, ehe Mike Gelegenheit hatte, etwas zu sagen. Sein Gesichtsausdruck signalisierte ihr deutlich, wie dicht er davor war, aus der Haut zu fahren.

»Wir haben ihn heute nachmittag in Edinburgh gemietet.«

»Aber warum steht dann in den Papieren VW Rabbit, Baujahr 1982?«

fragte Metheson scheinheilig.

»Was?« machte Mike. »Lassen Sie sehen!« Er grapschte nach den Papieren, aber Metheson trat gedankenschnell einen Schritt zurück und schüttelte den Kopf. »Es tut mir leid, Mister Hunter, aber ich muß Sie und Ihre Begleiterin bitten, auszusteigen.«

Mike wollte auffahren, aber Damona legte ihm besänftigend die Hand auf den Arm. »Tu, was er sagt«, flüsterte sie. »Es kann sich nur um eine Verwechslung handeln. Sie wird sich rasch aufklären. Bitte, mach keinen unnötigen Ärger.«

Mike brummte irgend etwas, stieß die Tür so heftig auf, daß Metheson sich durch einen weiteren eiligen Schritt in Sicherheit bringen mußte, und stieg aus dem Wagen.

»Lassen Sie sehen«, verlangte er noch einmal. »Das kann nur eine Verwechslung sein. Daß das hier kein Volkswagen ist, sehen Sie doch wohl auch?«

Metheson lächelte, aber es war nicht viel Humor in seinem Lächeln. »Das kann ohne weiteres sein, Mister Hunter«, sagte er. »Wir werden das Überprüfen. Ein Anruf bei der Autovermietung sollte genügen. Aber ich muß Sie schon bitten, sich solange zu gedulden, bis sich die Angelegenheit geklärt hat.« Er trat an Mike vorbei, zog den Zündschlüssel des Chevy ab und schlug die Tür zu.

»Müssen wir Sie jetzt zur Wache begleiten, oder dürfen wir auf der Straße warten – nur aus Routine?« fragte Mike sarkastisch, nachdem Damona ebenfalls ausgestiegen und um den Wagen herumgekommen war.

»Wir haben hier leider keine Wache«, antwortete Metheson. »Saint Anns ist nur ein kleiner Ort. Selbstverständlich können Sie hierbleiben, wenn Sie wollen. Aber es ist kühl, und ich würde vorschlagen, daß Sie mich begleiten und bei mir warten, bis ich telefoniert habe. Meine Küche ist wärmer als die Straße«, fügte er mit überraschender Freundlichkeit hinzu.

Mike überlegte einen Augenblick und nickte dann wütend. »Von mir aus«, sagte er. »Aber ich verlange eine Erklärung.«

»Selbstverständlich.« Metheson ließ die Papiere in seiner Rocktasche verschwinden, wechselte ein paar halblaute Worte mit seinen beiden Kollegen und sah Mike auffordernd an. »Können wir?«

Es war nicht weit. Sie gingen vielleicht fünfzig Meter die Straße hinab, bogen in einen Seitenweg ein und standen schon wenige Augenblicke später vor einem kleinen, schmucken Einfamilienhäuschen. Metheson schloß die Tür auf, machte eine einladende Handbewegung und wartete, bis seine beiden unfreiwilligen Gäste an ihm vorüber in die kleine, gemütliche Wohnküche gegangen waren.

»Ich lasse Sie einen Moment allein«, sagte er dann. »Ich werde rasch

telefonieren. Vielleicht klärt sich ja alles auf.«

Sie hörten, wie er über den Flur in ein anderes Zimmer ging und eine Nummer auf dem Telefon wählte…

Mike setzte sich und begann nervös mit den Fingerspitzen auf der Tischplatte zu trommeln. »Verstehst du, was hier vorgeht?« murrte er.

Damona schüttelte den Kopf »Keine Spur. Ich verstehe nur, daß das ganz bestimmt keine Routinekontrolle war. Sie…« Sie brach ab und drehte sich hastig um, als die Tür wieder aufging. Aber es war nicht Metheson, sondern eine dunkelhaarige, vielleicht dreißigjährige Frau, die offensichtlich genauso überrascht über ihre Anwesenheit war wie sie.

»Oh, hallo,« sagte sie verwirrt. »Hat Hank wieder einmal Besuch mitgebracht?«

Damona lächelte. »Besuch nicht direkt«, antwortete sie. »Aber Ihr Mann hat uns erlaubt, hier drinnen zu warten, bis er ein Telefongespräch geführt hat. Ihr Mann ist doch Constabler Metheson?«

»Sicher. Bleiben Sie ruhig sitzen. Ich bin Kummer gewöhnt in den letzten Tagen.« Mrs. Metheson schüttelte den Kopf, eilte zum Herd und setzte die Kaffeemaschine in Betrieb. »Ich mache Ihnen rasch einen Kaffee. Sie trinken doch Kaffee, oder?« Mike wollte dankend ablehnen, aber Mrs. Metheson schien gar nicht auf eine Antwort zu warten, sondern plapperte bereits weiter: »Sie sind nicht die ersten, die Hank hier anschleppt, glauben Sie mir. Allmählich wird mir die Sache selbst peinlich. Früher war es hier so ruhig und still, manchmal sogar zu still, aber seit dieses schreckliche Verbrechen geschehen ist, bekommen wir keine ruhige Minute mehr. Und Hank übertreibt manchmal ganz schön, wirklich. Aber verstehen kann ich ihn schon, trotz allem, schließlich ist es der erste große Fall, den er bearbeitet, auch wenn dieser Inspektor aus Edinburgh dauernd hier auftaucht und sich wichtig macht. In Wirklichkeit, das können Sie mir glauben, ist es Hank, der die Hauptarbeit am Halse hat, die dauernden Kontrollen und Verhöre, die ganze Lauferei und den Kleinkram – Sie haben ja keine Ahnung, welche Arbeit gerade die Kleinigkeiten verursachen – und wahrscheinlich wird dieser Inspektor zum Schluß die Lorbeeren einheimsen, aber wir wissen ja im Dorf alle, wer die wirkliche Arbeit macht, und ich sage immer, es wird Hank helfen, endlich weiterzukommen, und…«

Mike hüstelte gekünstelt und unterbrach damit Mrs. Methesons Redefluß. »Sie… äh … brauchen sich wirklich keine Arbeit zu machen, unseretwegen«, sagte er hastig.

»Aber das ist keine Arbeit. Ich hätte sowieso Kaffee gekocht, und ob ich nun zwei oder vier Tassen aufsetze, bleibt sich gleich.«

»Was war das für ein Verbrechen, von dem Sie geredet haben?« fragte Damona, bevor Mrs. Metheson zu einer neuen Tirade ansetzen

konnte.

»Das wissen Sie nicht?« Die Überraschung in Mrs. Methesons Stimme war nicht zu überhören. »Aber die ganze Gegend spricht doch von nichts anderem!«

»Wir sind nicht von hier«, sagte Damona. »Außerdem waren wir die letzten Wochen im Ausland.«

»Ah so, dann können Sie es natürlich nicht wissen. Es ist ein Mord geschehen, besser gesagt gleich mehrere Morde. Schrecklich war das, ganz schrecklich. Dabei ist Saint Anns ein so friedliches Städtchen, da kann man sich so etwas gar nicht vorstellen, aber sogar Hank sagte, ihm wäre übel geworden, und…«

»Ein Mord?« sagte Mike. »Hier?«

»Nicht direkt hier. Draußen, bei den Harrods. Jemand hat den armen Mister Harrods umgebracht, ihn und seine ganze Familie. Mit einem Rasiermesser. Können Sie sich vorstellen, daß jemand so brutal sein kann? Einen Menschen mit einem Rasiermesser umzubringen?«

»Ich kann«, murmelte Mike. »Ich fürchte, ich kann. Deshalb also die Straßensperre und die Kontrolle.«

»Ja. Das geht nun schon seit drei Tagen so. Ich finde es ja auch übertrieben, aber Hank will nun mal sicher gehen und sich jeden Fremden, der durch die Gegend kommt, genau ansehen.«

»Sie glauben, es waren Fremde?«

»Natürlich!« sagte Mrs. Metheson entrüstet. »Aus Saint Anns würde niemand zu einem solch grausigen Verbrechen fähig sein. Und so sinnlos noch dazu. Es wurde nichts gestohlen, dabei sind – oder waren – die Harrods ziemlich reich.« Sie fuhr herum, stellte mit raschen, nervösen Bewegungen Tassen auf den Tisch und machte sich über die Kaffeemaschine her. »Zucker steht in dem gelben Schrank direkt neben der Tür«, sagte sie, ohne sich umzudrehen. »Sie nehmen doch Zucker in den Kaffee, oder? Milch ist, glaube ich, auch da. Sehen Sie doch einfach mal nach.«

Mike verdrehte die Augen; stand auf und ging gehorsam zum Schrank. Er balancierte gerade mit einer halbvollen Milchdose in der Rechten und dem Zuckerstreuer in der Linken zum Tisch zurück, als Metheson in der Küche erschien. Einen Moment lang starrte er verdutzt auf den Tisch, sah dann seine Frau und nickte resignierend.

Mike grinste.

»Sie haben sich sicher schon bekannt gemacht«, murmelte der Constabler.

»Ja.« Damona stand auf. »Sie haben die Autovermietung erreicht?«

»Leider nicht. Das Büro ist nicht mehr besetzt – ist ja auch kein Wunder um diese Zeit – und das Tonbandgerät konnte mir leider keine Auskunft geben.« Er seufzte, lehnte sich gegen den Tisch und drehte die Fahrzeugpapiere unschlüssig in den Händen. »Wahrscheinlich

handelt es sich wirklich nur um eine reine Verwechslung«, sagte er. »Ihre Papiere sind ja ansonsten in Ordnung, soweit ich das sehen kann. Sie sind nicht aus der Gegend?«

»Nein«, sagte Damona geduldig. »Und um Ihrer Frage zuvorzukommen – vor drei Tagen waren wir im Charlton-Hotel in Kairo. Sie können das gerne nachprüfen.«

Metheson stutzte, sah seine Frau vorwurfsvoll an und grinste dann verlegen. »Sie… wissen also Bescheid. Vielleicht verstehen Sie jetzt unsere Vorsicht.«

»Selbstverständlich verstehen wir Sie«, sagte Mike begütigend.

»Aber wir können alles aufklären. Mit der Autovermietung werde ich morgen ein Wörtchen reden, und was unsere Identität angeht – wenn Ihnen unsere Papiere nicht ausreichen, würde ich vorschlagen, Sie rufen in London bei Scotland Yard an und erkundigen sich nach Miß Damona King. Man kennt uns dort sehr gut.« Die Art, in der er die letzten beiden Worte aussprach, ließ Metheson um eine winzige Spur bleicher werden. Er stand auf, nickte nervös und verschwand mit raschen Schritten im Nebenzimmer.

»Das war unfair«, sagte Damona. Mike grinste. »Unfair?« fragte er.

»Wenn man schon Beziehungen hat, soll man sie auch ausnutzen. Wozu hat man sie sonst?«

Damona wollte noch etwas sagen, aber Mrs. Metheson hatte mittlerweile den Kaffee fertig und setzte die Kanne schwungvoll zwischen ihnen auf den Tisch. »Scotland Yard?« sagte sie. »Sie sind von Scotland Yard? Sind Sie auch Detektive?«

Damona lächelte. »Nicht direkt. Aber wir arbeiten schon mal mit dem Yard zusammen. In gewissem Sinne sind wir vielleicht Kollegen von Ihrem Mann, ja.«

»Also deshalb interessieren Sie sich so für das Verbrechen.«

»Eigentlich nicht«, seufzte Damona. »Aber wenn wir sowieso hier warten müssen… erzählen Sie ruhig.«

»Oh, es gibt nicht viel zu erzählen«, sprudelte Mrs. Metheson los.

»Sie haben noch keine Ahnung, wer der Mörder war. Es gibt nicht viele Spuren, wissen Sie. Eigentlich gar keine. Sie tappen gewissermaßen vollkommen im Dunkeln, aber das würde Hank niemals zugeben. Außerdem…«

»Emilie, sei bitte still«, sagte Metheson von der Tür aus. Seine Frau verstummte, beugte sich tief über ihre Tasse und verbrannte sich an dem kochendheißen Gebräu die Zunge.

»Es tut mir wirklich leid, daß ich Ihnen Ungelegenheiten bereiten musste, Mister Hunter«, sagte Metheson steif, »aber nun hat sich alles aufgeklärt.«

»Sie haben mit dem Yard gesprochen?«

Metheson nickte. Seinem Gesichtsausdruck nach zu urteilen war das,

was ihm die Beamten im Yard erzählt hatten, alles andere als erfreulich gewesen. Er gab Mike seine Papiere zurück, räusperte sich und zog sich einen freien Stuhl heran. »Es tut mir wirklich leid«, murmelte er noch einmal. »Aber meine Frau hat Ihnen ja erzählt, was passiert ist. Wir treten völlig auf der Stelle. Unsere einzige Hoffnung ist, den oder die Täter durch Zufall zu erwischen.«

»Durch Straßenkontrollen?« fragte Damona zweifelnd.

»Kaum. Aber irgend etwas müssen wir tun. Und der Mörder muß ein Fremder gewesen sein.«

***

»Woraus schließen Sie das?«

»Die Harrods«, berichtete Metheson müde, »waren so ziemlich die nettesten alten Leute, die Sie sich vorstellen können. Sie hatten keine Feinde.«

»Das hat nicht unbedingt etwas zu sagen«, sagte Mike. »Gerade Leute, die in dem Ruf stehen, nur Freunde zu haben, haben manchmal die größten Feinde.« Er nippte an seinem Kaffee, verzog das Gesicht und schüttete noch Zucker und Milch nach.

»Ist er zu stark?« fragte Mrs. Metheson überrascht.

Mike schüttelte hastig den Kopf und machte sich auf einen neuen Redeschwall gefaßt, aber in diesem Augenblick begann im angrenzenden Zimmer ein Kind zu greinen, so daß Mrs. Metheson eilig aufsprang und aus dem Zimmer eilte. Mike atmete innerlich auf.

»Sie können dann weiterfahren«, sagte Metheson.

»Aber trinken Sie ruhig erst Ihren Kaffee. Wo wollen Sie hin?«

»Nach Hause«, antwortete Mike. »Und zwar so schnell wie möglich.«

»Nach Marnockfearn?«

Mike nickte. »Warum?«

»Nun«, Metheson wiegte den Kopf. »Die Straße war die letzten beiden Tage gesperrt. Ich weiß nicht, ob die Bauarbeiten schon beendet sind. Sie wollten zwar heute fertig werden, aber man weiß ja nie…« Er überlegte einen Moment und stand dann hastig auf. »Sie bleiben hier und trinken Ihren Kaffee aus«, sagte er bestimmt. »Ich hole derweil Ihren Wagen. Mein Kollege mußte wissen, ob die Straße wieder frei ist Es dauert nicht lange.« Und noch bevor Mike oder Damona Gelegenheit zu Widerspruch hatten, drehte er sich um und verschwand.

Sekunden später hörten sie die Haustür ins Schloß fallen.

»Das fehlt mir jetzt noch«, grollte Mike. »Ich fahre nicht zurück, und wenn ich den Wagen über diese Baustelle tragen muß.«

»Vielleicht«, sagte Damona halblaut, »wäre es ganz gut, wenn wir noch ein wenig hierblieben.«

Mike fuhr überrascht herum. »Wie bitte?« machte er.

»Dieser Mord, von dem Mrs. Metheson berichtete.«

»Fängst du jetzt auch noch an, Detektiv zu spielen?« fuhr ihr Mike ins Wort. »Du solltest solche Sachen wirklich der Polizei überlassen. Die können das besser. Außerdem«, fügte er übellaunig hinzu, »werden sie dafür bezahlt«

»Ich weiß«, murmelte Damona. »Aber trotzdem… ich habe ein komisches Gefühl.«

Mike wurde plötzlich ganz ernst. »Wieder eine von deinen Visionen?« fragte er.

Damona schüttelte den Kopf und rührte gedankenverloren in ihrem Kaffee. »Nein«, murmelte sie nach einer Weile. »Nur ein Gefühl… irgend etwas stimmt hier nicht.«

Mike wollte etwas darauf antworten, aber in diesem Moment wurde die Tür unsanft aufgestoßen, und Mrs. Metheson erschien, ein leise vor sich hinmurmelndes, vielleicht zwölf Monate altes Kind auf den Armen. »Ist Hank schon wieder fort?« fragte sie. »Wie unhöflich, Sie hier einfach allein sitzen zu lassen.«

»Oh, das macht nichts«, sagte Mike. »Wir bleiben sowieso nur noch eine Minute. Wir haben noch einen weiten Weg vor uns.«

Das Telefon schrillte. Mrs. Metheson fuhr herum, machte einen Schritt in Richtung Tür, blieb stehen, sah das Baby stirnrunzelnd an und kam dann auf Mike zu. »Würden Sie Roderick einen Moment halten?« bat sie. »Der Hund ist im Wohnzimmer, und er bellt immer so fürchterlich, wenn er den Kleinen sieht. Ich bin gleich zurück.«

Sie drückte Mike das Kind in die Arme, fuhr herum und warf die Tür hinter sich ins Schloß.

***

Über den Himmel krochen Flammen. Es war heiß, unerträglich, stickig heiß, und die Luft roch nach Schwefel und Fäulnis. Trotzdem fror er. Sein Atem ging keuchend, und jeder Atemzug schien in seinen Lungen zu brennen wie flüssiges Feuer. Er rannte, rannte aus Leibeskräften, aber seine Füße sanken bei jedem Schritt in zähen, klebrigen Sumpf ein, und er kam kaum von der Stelle. Immer wiedersah er sich gehetzt um, und obwohl er wußte, was hinter ihm war, jagte ihm der Anblick jedesmal aufs neue einen eisigen Schauer über den Rücken. Es war hinter ihm, dicht, dicht, und es kam immer näher, so schnell er auch lief. Er wußte genau, daß er ihm nicht entkommen konnte, aber er konnte auch nicht stehenbleiben, weil die gleiche Kraft, die ihn in dieser Alptraumlandschaft gefangenhielt, gleichzeitig an seinem Körper zerrte und verhinderte, daß er stehenblieb. Er schrie, aber die Felswände rechts und links von ihm warfen seine Stimme zurück und verzerrten sie zu einem grausamen Hohngelächter. Er stolperte, prallte gegen einen Felsen und schlug sich die Knie blutig. Seine Beine verfingen sich in den Zweigen eines dürren Busches, und als er an sich

herabsah und verzweifelt darum kämpfte, wieder freizukommen, bemerkte er, wie sich die Äste in dünne, schleimige Nervenfäden verwandelten, *die gierig über seine Haut tasteten. Etwas Großes, Formloses kroch aus den Schatten auf ihn zu, tastete nach seinen Füßen, begann schleichend und schleimig an seinen Beinen emporzufließen…*

Dreysen erwachte mit einem gellenden Schrei.

Sein Herz jagte, und obwohl das Fenster offenstand und es kalt im Zimmer war, war er in Schweiß gebadet. Er setzte sich auf, verbarg das Gesicht in den Händen und atmete mehrmals hintereinander tief durch. Nur mühsam gelang es ihm, die bedrückende Realität des Alptraumes abzustreifen und in die Wirklichkeit zurückzufinden. Aus dem Schloß drangen leise Geräusche und das unverständliche Murmeln menschlicher Stimmen zu ihm, aber dazwischen glaubte er noch immer das Trappeln der hornigen Klauen zu hören, und die klamme Feuchtigkeit, mit der seine Schlafanzugjacke am Rücken klebte, erinnerte ihn an das widerwärtige Gefühl, mit dem das namenlose Grauen an seinem Körper emporgeglitten war.

Dreysen keuchte. Seine Lippen bebten, und seine Hände zitterten so stark, daß er kaum in der Lage war, die Bettdecke zurückzuschlagen und nach dem Knopf der Haussprechanlage zu greifen.

Ein leises Knacken drang aus dem Lautsprecher, und nach wenigen Sekunden hörte Dreysen eine verschlafene Stimme murmeln.

»Ja? Was ist denn los?«

»Doktor«, keuchte Dreysen. »Sie… Sie müssen mir helfen. Ich kann … ich halte es nicht mehr aus!«

»Schon wieder?« In der Stimme schien ein leiser Unterton von Schrecken mitzuschwingen. »Sie haben wieder geträumt?«

Dreysen keuchte. Sein Blick richtete sich angstvoll auf das offenstehende Fenster. Die Nacht war klar und wolkenlos, aber plötzlich hatte er das Gefühl! einen riesigen schwarzen Schatten an der hellen Scheibe des Mondes vorübergleiten zu sehen. Für einen Moment schnürte ihm die Angst die Kehle zu. Vergeblich versuchte er sich einzureden, daß er in Sicherheit war. Es nutzte nichts. Die Angst saß zu tief in ihm, die Furcht, daß sein Traum Realität werden konnte.

»Helfen Sie mir, Doktor!« flehte er. »Bitte… ich … ich glaube, ich werde allmählich Verrückt.«

Sekundenlang drang nichts als leises Rauschen aus dem Lautsprecher. »Gut«, antwortete die Stimme dann. »Ich komme zu Ihnen. Bleiben Sie liegen, Dreysen. Ich bin in wenigen Augenblicken da.«

Dreysen ließ sich mit einem erleichterten Keuchen auf sein Bett zurücksinken. Das Zimmer schien mit einem Male von wogenden Schatten und formlosen, häßlichen Dingen erfüllt zu sein, aber er wagte es nicht, die Augen zu schließen! Dann würde alles nur noch viel schlimmer werden. Er wußte es. Er hatte es oft, zu oft erlebt…

Vor drei Wochen hatten die Träume angefangen, harmlos zuerst, so daß er sich nach dem Aufwachen kaum daran erinnerte und nur einen dumpfen, unbestimmten Druck im Kopf verspürte. Aber es war schlimmer geworden, mit jedem Tag, und jetzt war er soweit, daß er sich davor fürchtete, einzuschlafen. Seit einer Woche hielt er sich krampfhaft wach und ging nur noch ins Bett, wenn auch Medikamente und alle Anstrengung, wach zu bleiben, nichts mehr nutzten. Aber es wurde trotzdem schlimmer. Mit jedem Mal. Das Grauen, dieses unbeschreibliche Ding, das ihn verfolgte, kam mit jedem Mal näher. Bald, vielleicht schon in der nächsten Nacht oder in der übernächsten, würde es ihn eingeholt haben. Und er wußte, daß er dann wahnsinnig werden würde. Wenn er es nicht schon war.

Schritte drangen durch die Tür vom Flur herein, dann wurde die Klinke heruntergedrückt, und die Tür schwang mit einem leisen Quietschen auf. Ein gelber, dreieckiger Lichtstreifen fiel vom Flur in das Zimmer. Dreysen schrie gellend auf, als er die grotesk verzerrte Gestalt in dem hell erleuchteten Rechteck sah. Das war kein Mensch!

Das war das Ding aus seinem Traum! Er schrie, warf sich zurück und strampelte verzweifelt mit den Beinen, als das Monster näherkam und sich über sein Bett beugte.

»Dreysen!« sagte eine strenge Stimme! »Wachen Sie auf, Junge! Ich bin es! Doktor Mahlmann! Wachen Sie auf!«

Dreysen beruhigte sich nur langsam. Die grausige Erscheinung verschwand, und durch die auf und ab wogenden Schleier vor seinen Augen erkannte er das breitflächige, strenge Gesicht des Arztes.

Aber es dauerte noch immer endlose Sekunden, ehe er sich wieder soweit unter Kontrolle hatte, daß er sich aufsetzen und dem Arzt ins Gesicht blicken konnte.

»Entschuldigung«, keuchte er. »Ich…«

Mahlmann winkte ab. »Wieder der gleiche Traum?« fragte er mitfühlend.

Dreysen nickte. »Ja. Ich… es tut mir leid, wenn ich Sie geweckt habe, Doktor, aber …«

»Dafür bin ich schließlich da, nicht?« unterbrach ihn Mahlmann.

»Ich kann Ihnen nur helfen, wenn Sie mich jedesmal sofort rufen, ganz egal, wie spät es gerade ist.« Er schob die Bettdecke zur Seite, setzte sich auf die Bettkante und sah Dreysen ernst an. »Und nun erzählen Sie«, sagte er leise. »Erzählen Sie mir Ihren Traum. In allen Einzelheiten.«

Dreysen erschrak sichtlich. »Es… es war der gleiche Traum wie immer«, berichtete er stockend. »Es ist immer der gleiche Traum.«

»Erzählen Sie trotzdem.«

»Aber ich habe ihn doch schon ein Dutzend Mal erzählt!« protestierte Dreysen. Es war nicht zu übersehen, wie sehr er sich dagegen wehrte,

das Schreckliche, das er erlebt hatte, noch einmal in allen Einzelheiten wiederzugeben.

»Trotzdem. Es ist nötig. Nur so können Sie damit fertig werden.«

Dreysen nickte, schluckte ein paarmal und begann dann mit leiser, stockender Stimme zu berichten. Als er fertig war, rückte der Arzt umständlich seine goldgefaßte Brille zurecht, betrachtete sekundenlang nachdenklich seine Fingernägel und nickte dann. »Und dieses Ding, dieses Ungeheuer, das Sie verfolgt«, fragte er, »es kommt jedesmal näher?«

»Jedesmal«, bestätigte Dreysen, Seine Stimme schwankte vor Angst »Und Sie können nicht erkennen, um was es sich handelt?«

»Nein. Es… hat zu viele Arme und große, schreckliche Hände, und ich glaube, statt Füße hat es Klauen, aber ich kann es nicht deutlich sehen. Jedenfalls noch nicht«, fügte er mit mühsam beherrschter Stimme hinzu.

»Und Sie haben Angst, es könnte Sie einholen«, stellte Mahlmann fest.

»Ich weiß es«, sagte Dreysen heftig. »Es kommt immer näher. Ich weiß, daß es mich einholen wird. Bald sogar. Und dann, dann…«

Seine Stimme versagte, und über seine Lippen drang ein trockenes Schluchzen.

Der Arzt lächelte, aber wenn Dreysen sein Gesicht in diesem Moment gesehen hätte, hätte ihn dieses Lächeln vielleicht ebenso erschreckt wie seine Alpträume. »Sie haben Angst, den Verstand zu verlieren«, stellte er fest. »Aber das ist ganz natürlich. Jeder Mensch fürchtet sich vor irgend etwas. Jeder hat seinen schwachen Punkt. Nur kommt es eben selten vor, daß diese Ängste so kraß zutage treten wie bei Ihnen. Aber das kriegen wir hin.« Er seufzte, stand auf und klappte seine Arzttasche auf, die er beim Betreten des Zimmers neben der Tür abgestellt hatte. »Ich mache Ihnen jetzt eine Injektion«, sagte er. »Und danach werden Sie schlafen, aber ohne zu träumen, das verspreche ich Ihnen.« Er lächelte beruhigend. »Und morgen unterhalten wir uns noch einmal, in aller Ruhe. Es wäre doch gelacht, wenn wir Sie nicht wieder hinkriegen würden.« Er krempelte Dreysens Jackenärmel hoch, stieß mit geübten Bewegungen die Injektionsnadel in die Vene und drückte den Kolben herunter.

Das Medikament begann fast augenblicklich zu wirken. Dreysen beruhigte sich sichtlich. Sein Atem wurde flacher. Sein Blick verschleierte sich, dann fielen seine Augen zu, und wenige Augenblicke später verkündeten ruhige Atemzüge, daß er eingeschlafen war.

Doktor Mahlmann verstaute umständlich die Spritze in der Tasche, stand auf und ging zur Tür.

»Komm herein«, sagte er.

Eine zweite Person erschien neben dem Bett. Es war eine Frau – jung, dunkelhaarig und schlank. Sie war ein bißchen größer als Mahlmann, und eine seltsame Aura von Autorität schien ihre Gestalt einzuhüllen. Sekundenlang betrachtete sie den Bewußtlosen, dann drehte sie sich langsam um und trat ans Fenster. Silbernes Mondlicht fiel auf ihr Gesicht und gab der ohnehin unnatürlich blassen Haut die Farbe weißen Marmors.

»Wann?« fragte sie leise.

Mahlmann zuckte die Achseln. »So genau kann man das nie sagen, Larian. Aber in ein paar Tagen. Vielleicht schon morgen. Was…« Er zögerte unmerklich, atmete dann hörbar ein und zwang sich, ruhig weiterzusprechen. »Was ist mit diesem Carruther?«

Larian machte eine wegwerfende Handbewegung. »Machen Sie sich keine Sorgen, Doktor. Er ist in guten Händen.« Plötzlich flackerte ein Ausdruck von Ungeduld in ihren dunklen, großen Augen auf.

»Beeilen Sie sich mit diesem da. Sie können den Prozeß doch sicher beschleunigen, oder?«

»Leider nein. Ich könnte es, aber ich würde Gefahr laufen, seinen Geist völlig zu zerstören. Als brabbelnder Idiot nutzt er weder dir noch mir. Der Vorgang braucht seine Zeit.«

Larian starrte den Arzt einen Lidschlag lang mit undeutbarem Blick an, wandte sich dann mit einer ruckartigen Bewegung um und trat erneut an das Bett, in dem Dreysen schlief. Ihre schlanken, beinahe durchscheinenden Finger glitten sanft über die schweißbedeckte Stirn des jungen Mannes, und Mahlmann konnte sehen, wie ihre Lippen vor Gier zitterten. Dann hatte sie sich wieder in der Gewalt.

»Gut«, sagte sie. »Ich habe so lange gewartet, daß es auf zwei weitere Tage nicht ankommt. Aber bei den nächsten«, fügte sie drohend hinzu, »werden Sie sich beeilen, Doktor.«

Mahlmann nickte wortlos. Larian fuhr herum, ging zur Tür und verließ eilig das Zimmer. Ihre Schritte verursachten nicht das geringste Geräusch auf dem Parkettfußboden.

***

»Aber… das …«, machte Mike. Er warf Damona einen hilfesuchenden Blick zu, balancierte das Baby auf ausgestreckten Armen vor sich her und schluckte mehrmals hintereinander.

Damona grinste schadenfroh. »Steht dir gut«, meinte sie.

»Ehrlich!« Sie griff nach ihrem Kaffee, trank einen Schluck und sah Mike über den Rand der Tasse hinweg an. In ihren Augen blitzte es amüsiert auf.

»Ich finde das überhaupt nicht lustig«, sagte Mike verzweifelt. Er sah sich hilfesuchend um, zuckte schließlich die Achseln und trug das Kind zum Tisch.

»Du willst das arme Wurm doch nicht einfach auf den Tisch legen«, sagte Damona vorwurfsvoll.

»Aber was soll ich denn machen!« keuchte Mike. »Ich habe doch keine Ahnung, wie man mit so was umgeht!«

Das ›so was‹ begann auch prompt zu schreien und mit Armen und Beinen zu strampeln, so daß Mike es beinahe vor Schrecken losgelassen hätte. »Hilfe, Damona!« keuchte er.

Damona lachte leise. »So wie du es trägst, würde ich sicher auch schreien«, sagte sie ruhig. »Nimm es mal an die Brust, wie ein echter Vater. Wird sowieso Zeit, daß du lernst, wie man mit Kindern umgeht.«

»Eh?« machte Mike, preßte das Baby aber gehorsam an die Brust.

»Du willst doch damit nicht etwa sagen, daß…«

»Keine Spur«, beruhigte ihn Damona. »Aber was nicht ist, kann ja noch werden, oder?«

Mike war nun wirklich sprachlos. Er setzte sich, und das Kind begann zufrieden zu krähen, an seinen Hemdknöpfen zu reißen und seine Krawatte naßzulutschen. Mike ließ die Behandlung eine Zeitlang widerspruchslos über sich ergehen, aber als das Baby dann auch noch anfing, mit erstaunlich kräftigen Fingern an seinen Haaren zu ziehen, wurde es ihm zuviel. »Das ist kein Kind, das ist ein Monstrum«, murrte er.

»Wieso?« fragte Damona. »Es ist doch harmlos. Ich war schlimmer.«

»Außerdem läuft es aus«, behauptete Mike. Er seufzte, setzte das Kind behutsam zu Boden und grinste triumphierend, als es auf allen Vieren in der Küche herumzukriechen begann. Aber das Grinsen hielt nicht lange an. Das Baby steuerte zielsicher auf den Futternapf neben der Spüle los, setzte sich auf und begann mit offensichtlichem Genuß Hundekuchen in sich hineinzustopfen. »Nein!« keuchte Mike. »Nicht doch. Babababa!«

Damonas Selbstbeherrschung war nun vollkommen zu Ende. Sie begann schallend zu lachen, während Mike mit einem verwegenen Satz vorhechtete und versuchte, den Hundekuchen aus Babys Mund hervorzuholen. Das einzige Ergebnis war ein kräftiger Biß in die Finger. Er jaulte auf, zog die Hand zurück und schenkte dem Kind den finstersten Blick, zu dem er überhaupt fähig war. »Ungeheuer!« sagte er. Das Baby begann erfreut zu kichern, beugte sich vor und schüttete Mike die Wasserschüssel über die Schuhe Mike verdrehte die Augen und zog eine Grimasse, als wolle er jeden Moment in Tränen ausbrechen. »Damona«, keuchte er, »bitte erlöse mich!«

Damona stand auf, um Mike zu Hilfe zu eilen, aber in diesem Moment kam Mrs. Metheson wieder zur Tür herein. Sie erfaßte die Situation mit dem geübten Blick einer leidgeprüften Mutter, nahm das Kind auf die Arme und klopfte ihm sanft den Rücken. »Armes Baby«,

sagte sie kopfschüttelnd. »Was hat der böse Onkel mit dir gemacht?«

Mike keuchte, aber wenn er geglaubt hatte, Gelegenheit zu einer Entschuldigung zu bekommen, so sah er sich getäuscht. »Sie können sicher noch nicht so mit Kindern umgehen«, sagte Mrs. Metheson.

»Sie haben keine Kinder, nicht? Aber das kommt. Warten Sie ab, das kommt.«

»Wir… äh …«, machte Mike. »Wir müssen jetzt wirklich gehen. Vielen Dank für den Kaffee und alles, aber es wird Zeit.« Er warf Damona einen mitleidheischenden Blick zu, machte eine unmerkliche Kopfbewegung zur Tür hin und verdrehte die Augen.

»Mister Hunter hat recht«, sagte Damona. »Wir müssen uns verabschieden.«

»Aber Hank ist doch noch gar nicht zurück! Sie können gerne noch ein wenig bleiben. Ich bringe nur rasch den Kleinen ins Bett, und Sie trinken noch eine Tasse Kaffee, während…«

»Wirklich, Mrs. Metheson«, sagte Damona. »Wir müssen fort. Wir haben eine lange Reise hinter uns, und wir wollen beide nach Hause.«

Mrs. Metheson zuckte resignierend die Achseln. »Wie Sie wollen. Aber Sie hätten wirklich nicht gestört.« Trotzdem begleitete sie sie noch bis zur Haustür, und auch das Baby konnte nicht umhin, sich mit einem kräftigen Bäuerchen dicht neben Mikes Ohr zu verabschieden.

Mike ächzte erleichtert, als sie endlich draußen waren. »Mein Gott«, murmelte er. »Lieber eine Runde mit Asmodis boxen, als noch eine halbe Stunde da drinnen.« Er schloß das Gartentor hinter sich, trat an den Gehsteigrand und hielt fröstelnd nach dem Constabler Ausschau. Aber weder von ihm noch von ihrem Chevy zeigte sich die geringste Spur.

»Gehen wir hin«, schlug Damona vor. »Es sind ja nur ein paar Schritte.«

Mike ergriff Damonas Hand, und sie gingen nebeneinander die wenigen Meter bis zur Hauptstraße hinunter. Metheson und seine beiden Kollegen waren verschwunden, und auch der Streifenwagen stand nicht mehr am Straßenrand.

Mike blieb stehen und runzelte die Stirn. »Das ist komisch«, murmelte er. »Verschwindet so einfach sang- und klanglos.« Er schüttelte den Kopf, ließ Damonas Hand los und eilte zu ihrem Mietwagen hinüber. Die Tür war offen, und als Damona wenige Augenblicke später neben dem Wagen anlangte, sah sie, daß der Schlüssel im Schloß steckte. Mike beugte sich herüber, öffnete die Beifahrertür und angelte dann nach seinem Sicherheitsgurt. »Diesem Constabler werde ich was erzählen«, drohte er, während er den Motor anließ und das Licht einschaltete. »Den Wagen einfach hier unverschlossen stehenzulassen.«

»Vielleicht ist etwas passiert?« vermutete Damona. »Kann ja

immerhin sein, daß er schnell weg mußte.«

»Ha!« machte Mike. »Was soll in diesem Kaff schon passieren?«

Wütend legte er den Gang ein, gab Gas und ließ den schweren Wagen die Straße hinunterpreschen.

»Sei nicht so hart mit ihm«, versuchte Damona einzulenken. »Er ist ein sehr netter Mann. Immerhin hätte er uns auch auf der Straße warten lassen können, statt uns bei seiner Familie…«

»Familie?« kreischte Mike. »Hast du Familie gesagt? Chaoten sind das! Chaoten!«

Mike mußte nicht sehr lange warten, um Metheson wiederzusehen. Sie verließen Saint Anns und fuhren etwa eine Meile die Straße hinunter, rechts und links nichts als dunklen, undurchdringlichen Wald. Die Straße wand sich in unzähligen Kehren und Schleifen ins Tal, so daß Mike sich gezwungen sah, mit der Geschwindigkeit herunterzugehen.

Trotzdem wäre er beinahe in den quer auf der Straße stehenden Streifenwagen hineingerast, der plötzlich hinter einer Wegbiegung auftauchte.

Mike fluchte, trat auf die Bremse und brachte den Wagen eine Handbreit vor der Stoßstange des Polizeiwagens zum Stehen.

»Da ist etwas passiert!« sagte Damona.

Mike knurrte. »Ja. Gleich wird was passieren! Meine Geduld ist allmählich am Ende.« Er stieß die Tür auf und stapfte wütend auf Metheson zu, der neben dem Streifenwagen stand und etwas in sein Notizbuch kritzelte. Auch Damona sprang aus dem Chevy und beeilte sich, Mike zu folgen. Sie wußte, daß Mike Hunter normalerweise eine wahre Engelsgeduld aufbrachte, aber sie spürte auch immer recht deutlich, wenn diese Geduld erschöpft war. Und diesmal war sie es. Attacken von schwatzhaften Hausfrauen und zwölfmonatigen Babys gehörten nicht zu den Dingen, mit denen er fertig wurde.

Aber der erwartete Wutausbruch blieb aus, und als Damona neben ihm und dem Constabler anlangte, hatte sich ein betretener Ausdruck auf Mikes Gesicht breit gemacht.

»Was ist los?« fragte sie leise.

Mike schwieg einen Moment. »Der zweite Mord«, sagte er dann.

»Mord?« Damona zuckte zusammen. »Wo?«

Metheson deutete mit einer Kopfbewegung die Straße hinunter.

Die Baustelle, von der er gesprochen hatte, war noch da. Eine rotweiß lackierte Holzschranke zog sich quer über die Straße, und dahinter gähnte ein vielleicht fünf Meter breites und bereits zur Hälfte wieder zugeschüttetes Loch im Asphalt.

Damona ging langsam um die Barriere herum und beugte sich über den Rand der Grube. In dem schlammigen Gemisch aus Wasser und Lehm bemühten sich Methesons Kollegen um einen dunklen, reglosen

Körper.

»Wissen Sie wer es ist?« fragte Damona, als der Constabler in Mikes Begleitung neben ihr auftauchte.

Metheson nickte. »Ja. Carruther, Henry Carruther. Ein junger Mann aus Saint Anns. Er… er wird seit ein paar Tagen vermißt, aber das war nichts Besonderes. Henry war oft weg, manchmal wochenlang.« Er brach ab, rammte die Hände in die Jackentaschen und starrte wortlos in die Grube hinab. In seinem Gesicht arbeitete es.

Damona richtete sich auf, tauschte einen raschen Blick mit Mike und zog sich ein paar Schritte zurück, bis sie außer Methesons Hörweite waren.

»Die Sache gefällt mir nicht«, murmelte sie. »Das ist kein normaler Mord mehr.«

Mike zog verwundert die Augenbrauen hoch. »Hm?«

»Das war Profiarbeit«, beharrte Damona. »Jemand hat sich große Mühe gemacht, die Leiche dieses Carruther verschwinden zu lassen. Morgen früh«, sagte sie mit einer Geste auf den reglos am Straßenrand geparkten Räumer, »wären die Arbeiter gekommen und hätten – mit etwas Glück – die Grube zugeschüttet. Und niemand hätte mehr von Henry Carruther gehört.«

»Und?« macht Mike. »Was haben wir damit zu tun? Wir haben selbst genügend Probleme, vergiß das nicht, Damona. Ich habe wirklich keine Lust, mich auch noch als Sherlock Holmes zu versuchen.«

»Trotzdem möchte ich noch einige Minuten hier warten«, beharrte Damona. »Wenigstens so lange, bis sie die Leiche heraufgeholt haben. Ich möchte sie mir ansehen.«

»Seit wann leidest du unter Nekrophilie?« fragte Mike.

Aber Damona schien ihn gar nicht mehr zu beachten. Sie trat erneut neben Metheson, verschränkte die Arme vor der Brust und wartete geduldig, bis der Leichnam aus der Grube herausbefördert worden war. Metheson begann sofort mit einer ersten, flüchtigen Untersuchung. Der Mann konnte noch nicht allzulange tot sein. Metheson konnte – zumindest auf den ersten Blick – keinerlei Verletzungen entdecken, aber das mußte nicht viel bedeuten; Carruther hatte womöglich stundenlang in der Grube gelegen, seine Kleider hatten sich mit Wasser und Schlamm vollgesogen, und auch in seinen Haaren und auf seinem Gesicht klebte der braune, lehmige Matsch. Dafür fand Metheson etwas anderes. Als er die Hand aus Carruthers Tasche nahm, hielt er ein rostiges Rasiermesser zwischen den Fingern. Sekundenlang starrte er seinen Fund verblüfft an.

Dann griff er mit spitzen Fingern zu und klappte die Schneide aus dem Hirschhorngriff.

Auf dem schartigen Metall befanden sich dunkle, eingetrocknete Flecke. Und keiner von ihnen mußte lange überlegen, um zu wissen,

was für Flecke das waren…

Blut!

Menschliches Blut!

Metheson starrte das Messer sekundenlang fassungslos an, ehe er es wieder zusammenklappte und vorsichtig in sein Taschentuch einwickelte. Dann stand er auf, trat einen Schritt vom aufgeweichten Rand der Grube zurück und schüttelte erneut den Kopf.

»Aber das ist unmöglich«, murmelte er.

»Sie denken dasselbe wie ich«, vermutete Mike. »Drei Tote und kein Mörder, und dann noch ein Toter, bei dem man ein blutiges Rasiermesser findet. Die Harrods wurden doch mit einem Rasiermesser getötet, nicht?«

Metheson nickte widerwillig. »Schon. Aber… Henry? Vollkommen unmöglich. Er war ein Herumtreiber, aber er hätte keiner Fliege etwas zuleide tun können. Völlig ausgeschlossen, daß er die Harrods …« Er brach ab, beugte sich noch einmal zu dem Toten herunter und fuhr vorsichtig mit den Fingerspitzen über dessen Hals. Als er die Hand zurückzog, glänzte ein Tropfen halb eingetrockneten Blutes an seinen Fingern.

Auch Damona beugte sich, aufmerksam geworden durch Methesons Entdeckung, noch einmal zu der Leiche hinab.

Was sie sah, ließ sie erschrocken die Luft anhalten. Am Hals des Toten, direkt über der Schlagader, befanden sich zwei winzige, punktförmige Einstiche.

Kein Wunder, dachte sie, daß Metheson bisher keine tödliche Verletzung entdeckt hatte. Welcher Streifenpolizist würde wohl im zwanzigsten Jahrhundert noch an die Existenz von Vampiren glauben?

***

Es war da!

Wieder lief er zwischen diesen grauen, nach innen geneigten Felswänden hindurch, kämpfte sich mühsam durch Morast und Sumpf und riß sich die Beine an dornigem Gestrüpp blutig. Wieder pochte sein Herz zum Zerspringen, und wieder schrie er gellend auf, obwohl er genau wußte, daß niemand ihn hören konnte.

Nur etwas war anders…

Er brauchte sich nicht umzusehen, um zu spüren, daß Es direkt hinter ihm war. Seine Flucht war zu Ende, und alle Angst, alle Verzweiflung würde ihm nichts mehr nutzen. Er spürte seinen Atem, den Schweiß des namenlosen, grauenhaften! Etwas, seine Anwesenheit. Er sah sich im Laufen um, erkannte den Schatten, dieses riesige, unmenschlich verzerrte Ding, und er schrie, schrie, schrie….

»Dreysen!«

Jemand berührte sanft und doch fordernd seine Schulter. Die Berührung

schob sich in seinen Traum, und für einen Moment erstarrten die wabernden Schatten, und das große, formlose Ding, das so drohend über ihm schwebte, verharrte mitten in der Bewegung. Aber nur für einen Moment.

Dann krochen die Schatten weiter auf ihn zu, und etwas Riesiges, Schleimiges und Schweres legte sich auf sein Gesicht, nahm ihm den Atem…

»Dreysen! Lucas Dreysen!«

»*Wer bist du?« keuchte er. Er bekam keine Luft mehr. Er wollte um sich schlagen, aber irgend etwas preßte seine Arme und Beine mit unbarmherziger Kraft gegen den Boden.*

»*Hilf mir!« wimmerte er. »Bitte, bitte, hilf mir…«*

Ein Gesicht erschien über ihm, groß, bleich und auf unbestimmbare Art gleichermaßen übermenschlich schön wie häßlich.

»*Hilf mir!« keuchte er. »Ich…«*

»*Ich werde dir helfen«, antwortete das Gesicht, und im gleichen Moment begann die gräßliche Landschaft um ihn herum zu verblassen. Aber das Grauen war noch da. Unsichtbar, aber lauernd. Er spürte, daß ihn nur eine unendlich dünne Wand davon trennte.*

»*Wach auf!« sagte das Gesicht.*

Und Lucas Dreysen erwachte. Das Zimmer war noch dunkel, die Fenster weit geöffnet, so daß die kühle Nachtluft ungehindert eindringen konnte, und ein leichter Geruch nach Medizin und Krankenhaus lag in der Luft. Er stöhnte, hob die Hand ans Gesicht und fuhr sich mit den Fingerspitzen über die zitternden Lippen.

»Du brauchst keine Angst mehr zu haben«, sagte eine leise Stimme.

Dreysen fuhr mit einem halberstickten Aufschrei herum und starrte die schlanke Frauengestalt an. Es war die Frau aus seinem Traum!

Das Gesicht, das ihn vor dem namenlosen Grauen gerettet hatte!

Plötzlich begriff er, daß er nicht geträumt hatte.

»Das ist richtig, Lucas«, sagte die Frau. Sie lächelte, aber in dem bleichen, alle Farben auslöschenden Mondlicht wirkte die Geste eher bedrohlich. »Du hast nicht geträumt. Weder in dieser noch in den vergangenen Nächten.«

»Wer… wer sind Sie?« keuchte Dreysen.

»Mein Name ist Larian«, sagte die Frau. »Und ich bin gekommen, um dich zu retten. Du bist in großer Gefahr. Die Mächte des Bösen greifen nach dir.«

»Aber… ich …«, stotterte Dreysen verwirrt. »Doktor Mahlmann…«

»Ist ein Lügner«, unterbrach ihn Larian hart. »Er hat dir erzählt, daß du krank bist, und daß er dir helfen will, aber das stimmt nicht. Er war es erst, der dich krank machte.«

Dreysen starrte das bleiche Gesicht Larians fassungslos an. Er konnte nicht glauben, daß die Worte dieser seltsamen Frau wirklich der

Wahrheit entsprachen.
Und doch spürte er, daß es so war. Er war gesund hierhergekommen, und das alles hatte eigentlich erst angefangen, nachdem Doktor Mahlmann mit seiner Behandlung begonnen hatte.
»Du brauchst jetzt nicht zu antworten«, sagte Larian sanft. »Ich kann mir vorstellen, wie sehr dich das alles verwirrt. Aber jetzt bin ich da, um auf dich aufzupassen. Du bist außer Gefahr.«
Dreysens Verwirrung steigerte sich ins Unermeßliche. Wer war diese Frau? Wo kam sie her, und welche Ziele verfolgte sie?
Larian trat dicht an sein Bett heran, lächelte verführerisch und beugte sich über ihn: Ihr schwarzes Haar fiel in ungebändigten Wellen über ihre nackten Schultern, und das helle Mondlicht ließ das dünne Gewand, das ihren schlanken Körper verhüllte, fast durchsichtig erscheinen. Eine seltsame Erregung ergriff von Dreysen Besitz. Seine Hände begannen zu zittern, wenn auch dieses Mal nicht vor Angst, und sein Atem ging schneller und keuchend.
»Du willst mich, Lucas«, sagte Larian. »Ich weiß es, weil jeder Mann mich will.«
Dreysen wollte etwas sagen, aber seine Kehle war mit einem Mal wie zugeschnürt, und er brachte nicht ein Wort hervor. Larian beugte sich noch weiter über ihn, berührte sanft mit den Lippen seine Stirn und zeichnete mit den Fingerspitzen die Linie seiner Augenbrauen nach. Die Berührung ließ Dreysen erschauern. Er stöhnte leise, richtete sich halb im Bett auf und griff nach der schlanken, verführerischen Frau. Aber Larian entschlüpfte ihm mit einer blitzschnellen Bewegung.
»Jetzt nicht, Lucas«, sagte sie sanft. »Nicht hier. Wir sind hier nicht sicher. Doktor Mahlmann hat seine Augen und Ohren überall. Wenn er merkt, daß ich dir helfe, sind wir beide verloren.«
Und wie, um ihre Worte zu bestätigen, blitzte für einen winzigen Augenblick noch einmal das namenlose Grauen seiner Träume auf.
»Wir müssen fort«, sagte Larian. »Du und ich, wir müssen dieses Schloß verlassen. Mahlmanns Macht ist hier zu groß. Und wir müssen uns beeilen. Die Zeit arbeitet gegen uns.«
Dreysen nickte mühsam. Mit zitternden Händen schlug er die Bettdecke beiseite, stand auf und begann sich anzuziehen.
»Schnell«, drängte Larian.
Er schlüpfte in seine Hose, streifte einen Pullover über seine Pyjamajacke und fuhr nervös in seine Schuhe. »Komm jetzt! Rasch!« sagte Larian. Sie fuhr herum, ging zur Tür und öffnete sie. Der Flur war hell erleuchtet, aber verlassen. Sie nickte, wandte den Kopf und warf ihm einen auffordernden Blick zu.
Wenige Minuten später verließen zwei lautlose Schatten das Schloß und huschten in Richtung auf Saint Anns in den Wald hinein.

***

Wolken waren aufgezogen, und der Wind, der rauschend durch das Blätterdach des Waldes strich, war in den letzten Minuten merklich kühler geworden. Damona dachte sehnsüchtig an die warme Jacke, die in ihrem Koffer im Kofferraum des Chevy lag, aber sie blieb trotzdem reglos neben dem Streifenwagen stehen, schlang fröstelnd die Arme um den Oberkörper und wartete geduldig, bis Metheson das Funkgerät ausschaltete und den Hörer wieder auf die Gabel hängte.

»Ich habe Bescheid gegeben«, erklärte er überflüssigerweise. »In wenigen Minuten kommt ein Krankenwagen und holt den Toten ab.« Er seufzte, schüttelte den Kopf und grub die Hände in die Hosentaschen. »Ich begreife es immer noch nicht«, murmelte er mehr zu sich als zu Damona oder Mike. »Das zweite Verbrechen innerhalb weniger Tage. Und wieder so vollkommen sinnlos.«

»Wäre es nicht doch möglich, daß Carruther der Täter war?« fragte Mike vorsichtig.

Metheson schüttelte energisch den Kopf. »Unmöglich. Ich kenne… kannte Henry, seit er drei Tage alt war. Er hätte sich eher einen Arm abhacken lassen, ehe er auch nur einer Fliege etwas zuleide getan hätte.«

»Immerhin… das Messer …«

»Das bedeutet gar nichts«, widersprach Metheson heftig. »Selbst wenn es die Tatwaffe ist – und das wird das Labor rasch feststellen – bedeutet das noch lange nicht, daß dieser Mann auch gleichzeitig der Täter sein muß. Jemand kann ihm das Messer in die Tasche praktiziert haben, um den Verdacht auf ihn zu lenken.«

»Und dann gibt er sich so große Mühe, die Leiche verschwinden zu lassen?« sagte Mike zweifelnd.

»So große Mühe nun auch wieder nicht«, entgegnete der Constabler. »Ich habe fast den Eindruck, daß wir ihn finden sollten.« Er seufzte. »Aber darüber soll sich Lowman den Kopf zerbrechen.«

»Der Inspektor aus Edinburgh?«

Metheson nickte. »Ja. Ich habe ihn selbstverständlich ebenfalls alarmiert. Vermutlich wird er ebenfalls in wenigen Minuten hier sein.« Er ging noch einmal zu der reglos daliegenden Leiche hinüber, betrachtete kopfschüttelnd die beiden winzigen Stiche an der Halsschlagader und lehnte sich dann! mit finsterem Gesicht gegen den Kotflügel des Streifenwagens.

»Ich fürchte, Sie werden heute hier nicht mehr weiterkommen«, sagte er plötzlich. »Aber es ist nicht allzuweit – wenn Sie durch Saint Ann fahren, zweigt nach drei Meilen eine schmale Straße nach Westen ab. Folgen Sie ihr, und Sie kommen schnell wieder auf die Hauptstraße.«

»Wir… würden lieber noch bleiben«, sagte Damona vorsichtig.

»Hier?« Metheson schüttelte den Kopf. »Nehmen Sie es mir nicht übel – aber Lowman wird nicht begeistert sein, wenn er Sie hier antrifft. Er

mag keine Zuschauer.«
»Gibt es ein Hotel in Sant Anns? Oder eine Pension?« fragte Damona rasch.
»Nein.« Metheson überlegte einen Moment. »Höchstens das Schloss«, sagte er dann nachdenklich.
»Was für ein Schloß?«
»Larkham Castle. Früher war es einmal ein großes Herrenhaus, aber in den letzten zwanzig Jahren ist es ziemlich heruntergekommen. Vor einem halben Jahr hat es irgendein Arzt gekauft und eine Art Privatklinik dort eingerichtet. Aber sie vermieten auch Zimmer, um die Kasse aufzubessern. Der Laden läuft wohl nicht so.«
»Und wo finden wir dieses Schloß?«
Metheson deutete mit einer Kopfbewegung nach Westen. »Den gleichen Weg, den ich Ihnen gerade beschrieben habe zurück, dann nach einer Meile nach Süden. Ist ausgeschildert. Aber sie sind ziemlich teuer«, fügte er plötzlich hinzu. »Außerdem steht das Haus nicht gerade in einem guten Ruf.«
»Wieso?«
Metheson lachte nervös. »Möchten Sie gerne mit Verrückten unter einem Dach schlafen?«
»Verrückte? Sie meinen, diese Klinik ist eine Art Nervenheilanstalt?« Mike blickte unwillkürlich noch einmal zu Carruthers Leichnam hinüber, und sein Gesichtsausdruck verriet deutlich, was er in diesem Moment dachte. Aber Metheson schüttelte bloß den Kopf.
»Nicht diese Art von Verrückten«, sagte er überzeugt. »Verrückte ist vielleicht auch das falsche Wort. Doktor Mahlmann behandelt nur wirklich harmlose Patienten. Sonst hätte er niemals die Genehmigung bekommen, das Schloß in eine Klinik umzuwandeln. Unsere Gesetze sind in dieser Hinsicht ziemlich streng.«
»Gut«, sagte Damona. »Wir übernachten dort. Vielleicht sehen wir uns morgen noch einmal. Kann sein, daß wir ein paar, Tage in der Gegend bleiben.«
»Sie können auch bei uns übernachten«, schlug Metheson plötzlich vor. »Wir haben ein gemütliches Gästezimmer, und…«
Mike winkte rasch ab. »Das ist sehr freundlich«, sagte er hastig.
»Aber wir fahren lieber zum Schloß. Nichts für ungut! Aber wir mögen alte Burgen. Wir kommen morgen. Bestimmt.«
Metheson zuckte gleichmütig die Achseln, verabschiedete sich mit einem Händedruck und ging dann zu seinem Wagen zurück. Auch Damona und Mike bestiegen ihren Chevy, und nachdem Mike vorsichtig auf dem schmalen, aufgeweichten Waldweg gewendet hatte, fuhren sie zurück nach Saint Anns.
»Puh«, machte Mike. »Das war knapp. Um ein Haar wären wir wieder bei Mrs. Metheson und ihrem reizenden Sprößling gelandet.«

Damona lächelte amüsiert. »Du übernachtest wohl lieber in einem Irrenhaus.«

Mike zuckte die Achseln. »Meiner Meinung nach ist das kein großer Unterschied«, sagte er. »Aber jetzt mal im Ernst – diese Wunden an Carruthers Hals… du glaubst doch nicht wirklich, daß es sich dabei um einen Vampirbiß handelt?«

Damona zögerte mit der Antwort. Wie hätte sie Mike auch erklären können, daß diese beiden winzigen Bißwunden ihre ohnehin vorhandene Überzeugung, daß hier irgend etwas nicht mit rechten Dingen zuging, nur bestätigt hatten? Eigentlich war es nur eine Ahnung, aber sie hatte gelernt, auf Ahnungen und Visionen zu achten, weil sie nur zu oft grausame Wirklichkeit geworden waren. Aber da war noch etwas. Schon als sie zum ersten Mal durch Saint Anns gefahren waren, hatte sie ein seltsames Gefühl des *déjà-vu* verspürt, das Gefühl, hier etwas – oder jemanden – Bekanntes zu treffen.

»Sehen wir uns diese Klinik wenigstens einmal an«, schlug sie nach einem Blick auf die Uhr im Armaturenbrett vor. »Es ist ohnehin zu spät, um noch weiter zu fahren. Henry und die beiden Mädchen werden längst schlafen.«

Mike seufzte. Er wußte, daß es sinnlos war, Damona von etwas abbringen zu wollen, was sie sich einmal in den Kopf gesetzt hatte.

»Gut«, murmelte er. »Schlafen wir eben bei lauter Irren. Vielleicht sind wir da ganz richtig untergebracht.«

Saint Anns blieb hinter ihnen zurück, und schon nach wenigen Meilen tauchte ein großes, gelbgestrichenes Hinweisschild am Straßenrand auf. Mike schaltete herunter und lenkte den Wagen in den schmalen, mit schlammigen Schlaglöchern übersäten Waldweg hinein.

Die Straße wurde zunehmend schlechter, und nach einer Weile rumpelten sie langsam und im ersten Gang über den ausgefahrenen Weg, jederzeit darauf gefaßt, mit dem schweren Wagen endgültig steckenzubleiben. Aber gerade, als sie glaubten, es ginge überhaupt nicht mehr weiter, beschrieb der Weg eine Biegung, und Larkham Castle tauchte vor ihnen auf.

Damona unterdrückte ein Schaudern, als sie das Gebäude sah, das Schloß war kleiner als Kings Castle, aber gleichzeitig gedrungener, finster und irgendwie abweisend. Einer der drei Flügel lag in Trümmern, und das halb eingesunkene Dach und die verkohlten Balken bewiesen, daß es hier vor langer Zeit einmal gebrannt haben mußte.

Über dem wuchtigen Eingang glomm eine trübe Lampe, und hinter einem Fenster in dem unbeschädigt gebliebenen Westflügel leuchtete eine Neonlampe.

»Scheint noch jemand wach zu sein«, murmelte Mike. Er lenkte den

Wagen direkt vor die steinernen Stufen der Eingangstreppe, ohne die gelbmarkierten Parkbuchten daneben zu beachten, stieg aus und eilte um den Chevy herum, um Damona die Tür zu öffnen.

Das Gepäck ließen sie im Wagen. Keiner von ihnen hatte Lust, die Koffer unnötig die Treppe hinauf- und vielleicht wieder herunterzuschleppen, falls doch kein Zimmer mehr frei war.

Mike hielt eine Zeitlang vergeblich nachdem Klingelknopf Ausschau, zuckte dann resignierend die Achseln und betätigte den schweren, gußeisernen Klopfer. Die Schläge hallten dröhnend durch das Haus. Hinter den winzigen Gucklöchern in der schweren Eichentür glomm Licht auf, dann näherten sich schlurfende Schritte, und innen wurde ein Riegel zurückgeschoben. Die Tür ging einen Spaltbreit auf, und ein blasses, verschlafen wirkendes Mädchengesicht lugte zu ihnen hinaus.

»Ja?«

Mike lächelte verlegen. »Entschuldigen Sie die späte Störung«, sagte er. »Aber man hat uns gesagt, daß wir hier vielleicht ein Zimmer kriegen können. Die Straße ist gesperrt, und wir haben einen langen Tag hinter uns.«

Das Mädchen schien einen Moment zu überlegen, dann zuckte sie die Achseln und schob die Tür vollends auf, um die beiden Gäste einzulassen.

Sie gingen durch eine riesige, vollkommen leere Empfangshalle, an deren Wänden noch helle Flecke bewiesen, daß hier einmal Bilder gehangen hatten, traten durch eine niedrige Tür und fanden sich urplötzlich in einem winzigen, schäbig eingerichteten Büro wieder.

In einer Ecke stand ein schmales, zerwühltes Feldbett davor ein einzelner Stuhl und ein kleiner, mit Papier und alten Zeitschriften übersäter Schreibtisch.

»Doppelzimmer haben wir leider nicht«, sagte das Mädchen, ohne sich die Mühe zu geben, ihrer Stimme wenigstens den Anschein von Bedauern zu verleihen. »Aber Sie können zwei nebeneinanderliegende Einzelzimmer haben. Bad und Toilette auf dem Flur.«

Mike seufzte. »Gut«, sagte er. »Wenn sonst nichts frei ist…« Er legte seinen und Damonas Paß auf den Tisch, wartete bis das Mädchen ihre Personalien in das zerfledderte Gästebuch eingetragen hatte und schrieb dann kopfschüttelnd einen Scheck aus.

»Die Küche ist bereits geschlossen«, kam das Mädchen seiner Frage zuvor. »Aber Sie können noch etwas zu trinken haben. Morgen um acht gibt es Frühstück im Salon.«

Mike lehnte dankend ab und ging hinaus, um ihr Gepäck zu holen. Dann geleitete sie das Mädchen die Treppe hinauf in ihre Zimmer. Damona fiel auf, daß der Korridor vor einer frisch gemauerten Wand endete, und nach einer entsprechenden Frage erklärte ihr ihre Führerin, daß dahinter der private Trakt des Hauses begann. Sie

vermied es geschickt, die Sprache auf die Klinik zu bringen, die im anderen Teil des Schlosses untergebracht war. Aber Damona war auch so klar, was sich wirklich hinter dieser Wand verbarg.

Sie brachte ihr Gepäck aufs Zimmer, schlug die Bettdecke zurück und ging dann noch einmal zu Mike hinüber.

»Was hältst du von dieser Klinik?« sagte sie übergangslos.

Mike zuckte die Achseln. »Ich habe schon bequemer übernachtet«, sagte er mit einem Blick auf das schmale und alles andere als saubere Bett. »Und gemütlicher.« Er lachte, aber es klang nervös und unecht. »So ähnlich habe ich mir eine Nervenheilanstalt immer vorgestellt«, sagte er, »als ich ungefähr zehn Jahre alt war und Frankenstein-Romane gelesen habe.«

»Privatsanatorium«, korrigierte ihn Damona.

»Na ja. Kein Wunder, daß der Laden nicht läuft. Wenn hier alle so freundlich sind wie diese entzückende Empfangsdame unten.«

»Es würde mich interessieren, diesen Doktor Mahlmann einmal kennenzulernen«, sagte Damona. »Wenn er so ist, wie seine Klinik.«

»Im Augenblick interessiert mich eigentlich nur mein Bett«, gestand Mike.

»Soll das ein besonders galanter Rausschmiß sein?« fragte Damona spitz.

Mike grinste. »Wenn du so willst. Ich bin müde. Vielleicht unterhalten wir uns morgen weiter.«

Damona nickte. »Gut. Schlafen wir uns aus. Ich glaube, wir haben es beide nötig.« Sie ging zur Tür, warf Mike eine spöttische Kußhand zu und trat auf den Flur hinaus.

»Und grüß Dracula von mir, wenn er dir begegnet«, rief Mike ihr noch nach. Damona lächelte flüchtig, ging in ihr Zimmer und setzte sich auf die Bettkante.

Sie hatte nicht vor, zu schlafen.

Wenigstens jetzt noch nicht.

***

»Du verdammte Närrin!« brüllte Mahlmann. »Du hast alles verdorben! Die Arbeit von zwei Wochen! Nur, weil du nicht mehr bis morgen warten konntest!«

Seine Hände zitterten, und die Wut verzerrte sein Gesicht zu einer furchteinflößenden Grimasse. Mit bebenden Lippen wandte er sich um, beugte sich über das wimmernde, zusammengekrümmte Bündel, das vor wenigen Tagen noch ein gesunder Mensch gewesen war, und schlug ihm sanft mit der flachen Hand ins Gesicht. Dreysen weinte leise, hochschützend die Hände über den Kopf und krümmte sich noch weiter zusammen. In seinen Augen flackerte der Wahnsinn. Ein dünner Speichelfaden lief über sein Kinn, und die Töne, die über seine

Lippen drangen, waren kaum noch menschlich zu nennen.

»Aber er war bereit!« widersprach Larian. »Er ist freiwillig mit mir gekommen, und…«

»Das war er nicht!« schrie Mahlmann, nun völlig außer sich vor Wut. »Der menschliche Geist ist ungeheuer empfindlich. Ich habe dir gesagt, daß er zusammenbricht, wenn du zu rasch vorgehst, aber du konntest ja nicht hören!«

Der Ausdruck auf Larians Gesicht verhärtete sich. »Hüten Sie Ihre Zunge, Doktor«, sagte sie leise und drohend. »Ich habe Ihnen viele Freiheiten eingeräumt, und Sie können Dinge zu mir sagen, die andere mit dem Leben bezahlen würden. Aber ich warne Sie. Auch Ihnen sind Grenzen gesetzt!«

Mahlmann erstarrte für einen Moment. Dann überzog ein dünnes, gehässiges Lächeln seine Züge.

»Droh mir ruhig, Larian«, murmelte er. »Wenn es dir Spaß macht… bitte. Aber du weißt so gut wie ich, daß du mir nichts tun kannst. Nur mit meiner Hilfe kannst du deine Rache beenden.« Larian stieß ein zorniges Fauchen aus. Für einen Moment blitzten ihre spitzen Vampirzähne im Mondlicht auf, und die schlanken Hände mit den rotlackierten, langen Fingernägeln krümmten sich zu Krallen.

Aber sie hatte sich rasch wieder in der Gewalt.

»Sie haben vielleicht recht, Doktor«, sagte sie.

»Und ob ich recht habe!« begehrte Mahlmann auf. Er fuhr herum, versetzte Dreysen einen wütenden Fußtritt und ging zu seinem Wagen zurück. Der altersschwache Volkswagen stand mit eingeschaltetem Standlicht vor dem Waldrand, wo Mahlmann Larian und ihr wimmerndes Opfer eingeholt hatte.

»Was wolltest du überhaupt hier?« fragte er, als er seine abgewetzte Arzttasche schwingend, zurückkam.

Larian deutete auf die Stadt. Nur noch wenige Schritte hatten sie und Dreysen von den ersten Häusern Saint Anns getrennt, als der Mann vollends zusammengebrochen war.

Mahlmann schnaubte. »Du übertreibst«, stellte er fest. »Unterschätz die Polizei nicht. Wenn zuviel passiert, werden sie so lange herumschnüffeln, bis sie uns auf der Spur sind.«

Larian machte eine wegwerfende Handbewegung. »Es wird zu spät sein«, behauptete sie. »Vielleicht kommen sie uns wirklich auf die Spur, Doktor. Aber bis dahin ist es zu spät. Niemand kann mich mehr daran hindern, meine Rache zu vollziehen. Ich werde diese Stadt auslöschen, und mit ihr alle, die darin leben! Sie sind schuld, daß meine Familie unterging.«

»Sie?«

»Sie oder ihre Vorväter, das bleibt sich gleich«, konterte Larian.

»Jahrhundertelang habe ich auf den Tag der Rache gewartet. Und

nichts wird mich davon abhalten, sie zu vollziehen.«

»Nichts, außer vielleicht deine eigene Ungeduld«, sagte Mahlmann. Er klappte seine Tasche auf, nahm eine gefüllte Injektionsspritze heraus und warf sie dann mit einer wütenden Bewegung gegen einen Baum. Glas klirrte, und auf der borkigen Rinde glitzerten ein paar Tropfen einer gelblichen, scharf riechenden Flüssigkeit.

»Ich habe die halbe Nacht gearbeitet«, grollte er, »um das da zu entwickeln.«

»Was ist es?« fragte die Vampirin neugierig.

Mahlmann lachte bitter auf. »Eine Verbesserung«, sagte er. »Eine einzige Injektion damit hätte gereicht, um Dreysen vollends gefügig zu machen. Das Zeug ist hundertmal so stark als die Substanz, die wir bisher verwendet haben. Aber leider«, fügte er wütend hinzu, »haben wir jetzt niemanden mehr, an dem wir es ausprobieren können.«

»Aber in der Klinik…«

»Meine Patienten werden nicht angerührt«, sagte Mahlmann rasch.

Larian lächelte spöttisch. »Ärztliche Ethik?«

»Nein. Diese Schwachsinnigen sind mir ziemlich egal, Larian. Aber solange ich die Klinik ordnungsgemäß führe, kommt uns so schnell keiner auf die Spur. Aber wenn unsere Patienten verschwinden, haben sie uns schneller, als du glaubst.«

»Wir werden andere Versuchsobjekte finden«, sagte Larian. »Ich werde mich darum kümmern. Was geschieht mit Dreysen?«

Mahlmann schnaubte. »Für mich ist er wertlos. Du kannst ihn haben.«

Larians Augen flammten gierig auf.

»Gut«, keuchte sie. »Sie können zum Schloß zurückfahren, Doktor. Ich komme nach, sobald ich mich… um Dreysen gekümmert habe.«

Mahlmann betrachtete die zusammengekrümmte Gestalt zu seinen Füßen mitleidlos, wandte sich dann mit einem Achselzucken um und ging zu seinem Wagen zurück. Der Motor des Volkswagens sprang knatternd an, und wenige Augenblicke später war die Vampirin mit ihrem wimmernden Opfer allein.

Larian drehte sich langsam um, ging zu Dreysen hinüber und beugte sich herab.

»Lucas?« fragte sie. »Erkennst du mich wieder? Ich bin Larian.«

Dreysen wimmerte. Er begann rückwärts davonzukriechen, aber Larian hielt ihn mit erstaunlicher Kraft fest.

»Du brauchst keine Angst zu haben, Liebling«, flüsterte sie. »Ich werde dir nichts tun. Komm. Komm zu mir.« Ihr Gesicht senkte sich langsam auf das Dreysens herab. In ihren Augen schien ein höllisches Feuer zu lohen. Ihre Lippen öffneten sich einen Spaltbreit, und dahinter kam ein blendendweißes Gebiß zum Vorschein. Die beiden oberen Eckzähne waren lang und nadelspitz und leicht nach innen

gekrümmt.

»Komm, Liebling«, flüsterte sie.

***

Hinter der Tür lag eine schmale, unbeleuchtete Treppe, deren nackte Betonstufen steil in die Tiefe führten und sich schon nach wenigen Metern in ungewissem Dunkel verloren. Damona zögerte sekundenlang, die schwere Feuerschutztür endgültig hinter sich zuzuziehen und die Treppe hinunterzusteigen. Sie hatte lange gewartet, ehe sie ihr Zimmer erneut verlassen und sich auf den Weg in den nicht für Gäste bestimmten Teil des Schlosses gemacht hatte. Die Flure waren hier noch schäbiger als im anderen Flügel, und von dem guten Dutzend Zimmer, an dem sie vorbeigekommen war, schienen nur drei oder vier belegt zu sein. Eine trübe blaue Nachtlampe erhellte den Korridor, und einmal hatte Damona gerade noch in einem leerstehenden Zimmer Zuflucht suchen können, als hinter ihr Schritte laut wurden und eine Nachtschwester, ein Tablett voller Medikamente und Spritzen in der Hand, den Flur hinunterkam.

Aber trotz allem hätte sie sich auch in diesem Moment noch damit herausreden können, sich schlichtweg verlaufen zu haben. Wenn sie jetzt diese Treppe hinunterging, blieb ihr diese Ausrede nicht mehr.

Auf der Tür stand übergroß und unübersehbar: PRIVAT – ZUTRITT VERBOTEN, und der Durchgang war durch ein nagelneues Sicherheitsschloß gegen unbefugtes Eindringen geschützt. Nur hatte jemand wohl in der Eile vergessen, den Schlüssel aus dem Schloß zu ziehen.

Damona warf ihre Skrupel mit einem lautlosen Seufzer über Bord, zog die Tür hinter sich zu und tastete sich im Dunkeln die Treppe hinunter. Sie würde nicht hinter das Geheimnis dieses Schlosses kommen, wenn sie nicht bereit war, ein Risiko einzugehen. Und daß es ein Geheimnis gab, davon war sie mittlerweile überzeugt.

Sie zählte die Stufen, während sie blind, die rechte Hand an der nackten Betonwand, hinunterstieg. Im Gegensatz zum Rest des Hauses schien dieser Teil neu oder wenigstens vor kurzer Zeit renoviert zu sein; der Beton war noch glatt, und in der Luft lag der charakteristische Geruch, wie ihn nur neue Häuser ausströmen.

Sie zählte fünfundfünfzig Stufen, ehe sie endlich wieder auf glattem Boden stand. Sie mußte sich also bereits tief unter dem Erdgeschoß befinden, ja sogar noch unterhalb des Kellers. Sie ging ein paar Schritte, stieß gegen ein Hindernis und fühlte eine weitere, massive Metalltür. Mit klopfendem Herzen tastete sie nach der Klinke, drückte sie herunter und schlüpfte in den dahinterliegenden Raum. Es war stockfinster, aber als sie mit der Hand über den Türrahmen strich, fand sie einen Lichtschalter. Sie drückte ihn herunter, und unter der

hohen, gewölbten Decke erwachte eine ganze Batterie Neonleuchten zum Leben und tauchte den Raum in blendendes, schattenloses Licht.

Damona blieb verblüfft in der Tür stehen. Der Raum war sehr groß, und die hohe, aus nur roh bearbeiteten Steinquadern zusammengesetzte Decke sagte ihr, daß er keineswegs nachträglich erbaut, sondern Teil des ursprünglichen Schlosses war. Aber von seinem ehemaligen Verwendungszweck war kaum noch etwas zu erkennen. Die Wände waren sorgsam verputzt und geglättet worden, und der Raum selbst schien eine Mischung aus Büro, Schlafzimmer und Labor zu sein. In einer Ecke stand ein Feldbett, daneben ein wuchtiger, mit Büchern und Papieren übersäter Schreibtisch, und der Rest des Platzes wurde von einem überdimensionalen Tisch beansprucht, auf dem Unmengen von Glaskolben, Flaschen, Phiolen und Behältern mit verschiedenfarbigen Flüssigkeiten standen. Ein Mikrocomputer mit angeschlossenem Drucker vervollständigte das Durcheinander.

Damona schob vorsichtig die Tür hinter sich ins Schloß, trat unschlüssig in den Raum hinein und ging dann zum Schreibtisch. Allmählich begann sie sich albern vorzukommen. Natürlich würde es in einer Klinik – auch in einer kleinen – ein Labor geben, und es ging sie nichts an, ob dessen Besitzer es vorzog, sich in den tiefsten Keller zu verkriechen.

Wahrscheinlich würde sie eine Menge unangenehmer Fragen beantworten müssen, wenn man sie hier unten überraschte, und das Klügste wäre, sofort umzukehren und auf ihr Zimmer zurückzugehen. Aber sie war schon einmal hier, und sie konnte sich genausogut auch gründlich umsehen. Es war nach Mitternacht, und die Gefahr, daß irgendwer vom Personal herunterkam, war nicht allzu groß.

Neugierig blätterte sie die Notizen und Berechnungen auf dem Schreibtisch durch, ohne allerdings hinterher schlauer als vorher zu sein. Ein paar Bücher erregten ihre Aufmerksamkeit DIE MENSCHLICHE PSYCHE, TRAUM – ANALYSE UND DEUTUNG, und HINTER DEN MAUERN DES UNBEWUSSTEN. Aber auch das war erklärbar. Womit sollte sich ein Psychiater wohl sonst beschäftigen, wenn nicht mit dem menschlichen Unterbewußtsein?

Sie trat vom Schreibtisch zurück, schlenderte ziellos durch den Raum und warf schließlich einen Blick auf den Drucker des Computers. Auf dem fast anderthalb Meter langen Blatt drängten sich Zahlenkolonnen und unverständliche Symbole. Irgendwie fand Damona es seltsam, daß ein Nervenarzt einen Computer für seine Arbeit brauchte. Aber das war nicht ihr Problem.

Sie wollte das Labor schon wieder verlassen, als ihr eine schmale, halb hinter einer spanischen Wand verborgene Tür an der Rückwand auffiel. Sie blieb stehen, zögerte einen Moment und ging dann noch

einmal zurück, von einer seltsamen, mit Unruhe gepaarten Neugierde getrieben.

Die Tür war mit einem schweren Riegel gesichert. Ächzend stemmte Damona den schweren Balken hoch, stellte ihn vorsichtig an die Wand und zog die Tür auf.

Muffige, abgestanden riechende Luft schlug ihr entgegen. Sie tastete nach einem Lichtschalter, aber diesmal wurde sie enttäuscht.

Sie blieb stehen, überlegte einen Moment und ging dann zum Schreibtisch zurück, wo sie Zigaretten und ein Feuerzeug gesehen hatte. Der Schein der flackernden Gasflamme reichte kaum ein paar Schritte weit, aber er genügte doch, ihr zu zeigen, daß sich dieser Raum völlig vom angrenzenden Zimmer unterschied. Der Boden bestand aus nacktem, festgetretenem Lehm, und die Wände waren feucht und mit großen, weißlichen Schimmelflecken bedeckt. Etwas Großes und Massiges schien vor ihr in der Dunkelheit zu liegen. Sie trat einen Schritt näher und erkannte einen wuchtigen Steinsockel, auf dem ein dunkler, langgestreckter Umriß lag. Aber bevor sie genauer hinsehen konnte, wurde das Feuerzeug in ihrer Hand so heiß, daß sie die Flamme löschen und einen Moment warten mußte.

Es war kein schönes Gefühl, so allein in diesem seltsamen unterirdischen Gewölbe zu stehen. Ihre eigenen Atemzüge erschienen ihr laut und auf bizarre Weise bedrohlich, und als sie sich umdrehte und zur Tür zurücksah, kam es ihr beinahe so vor, als wäre der Ausgang mit einem Mal viel weiter entfernt. Die Schwärze rechts und links des hell erleuchteten Einganges war so massig, daß sie den Eindruck gewann, am Ende eines schmalen, finsteren Korridors zu stehen.

Damona schüttelte ärgerlich den Kopf und wandte sich wieder ihrem Fund zu. Sie streckte die Hand aus und fühlte Holz, altes, ausgetrocknetes Holz, rissig und mürbe geworden. Der muffige Geruch schien mit einem Mal stärker zu werden, und gleichzeitig erfaßte sie eine ungewisse, bange Angst, die sie sich nicht erklären konnte.

Sie hob die rechte Hand, atmete hörbar ein und ließ das Feuerzeug aufschnappen.

»Der Anblick, der sich ihr bot, ließ sie erstarren. Vor ihr lag ein wuchtiger, schwarzer Sarg. Der Deckel war abgehoben und an die Seite gestellt worden, und auf den verrotteten Linnen, mit denen der Sarg ausgeschlagen war, lag die eingeschrumpfte, mumifizierte Leiche eines Mannes! *** Mahlmann warf die Tür lautstark hinter sich ins Schloß und stürmte mit weit ausgreifenden Schritten durch die Eingangshalle. Er war immer noch wütend, und er gab sich keinerlei Mühe, dies zu verbergen. Es gehörte zu seinen Angewohnheiten, Launen – ganz egal ob gute oder schlechte – an seinem Personal auszulassen, und er gedachte nicht, an diesem Abend eine Ausnahme

zu machen. Betty!« brüllte er, während er die Tür zum Büro aufstieß und kampflustig in den Raum stürmte. »Wem gehört der Chevrolet vor der Tür?«

Das junge Mädchen fuhr verstört von seinem Feldbett hoch. »Der Wagen, Doktor Mahlmann?« stotterte sie.

»Draußen steht nur einer«, grollte Mahlmann, »Also?«

»Wir haben zwei Gäste«, antwortete Betty kleinlaut. »Sie sind vor zwei Stunden angekommen.«

»Gäste?« Mahlmann schürzte zornig die Lippen. »Aber ich dachte doch, ich hätte gesagt, wir vermieten im Moment nicht, oder?« fragte er. Die Drohung in seiner Stimme war kaum zu überhören. »Oder habe ich mich nicht eindeutig genug ausgedrückt?«

Betty nickte hastig. In ihren Augen spiegelte sich eindeutig Angst, als sie zu Mahlmann aufblickte. »Doch. Aber, ich dachte… es ist ja nur für eine Nacht … und die beiden Zimmer im ersten Stock standen sowieso *leer*, und da dachte ich …«

»Sie dachten…«, wiederholte Mahlmann hämisch. »Sätze, die Sie mit den Worten: Ich dachte … beginnen, enden meistens in einer Katastrophe. Sie werden dafür sorgen, daß die beiden morgen in aller Herrgottsfrühe verschwinden, klar?«

»Aber sie haben im voraus bezahlt… auch für das Frühstück«, wandte Betty schüchtern ein.

»Dann geben Sie ihnen das Geld zurück!« fauchte Mahlmann. »Ich kann im Moment niemand hier gebrauchen, erst recht keine neugierigen Touristen, die überall herumschnüffeln und mich in meiner Arbeit stören. Wenn Sie das nächste Mal gegen meine Anordnungen verstoßen, können Sie sich nach einem neuen Job umsehen, Mädchen. Haben Sie das verstanden?«

Betty senkte den Blick und murmelte ein schüchternes »Ja«.

Mahlmann nickte mit einem bösen Grinsen, stampfte durch das Zimmer und beugte sich über das Gästebuch.

Plötzlich stutzte er. Seine Augen weiteten sich ungläubig, und wo noch vor Sekunden Wut in seinem Gesicht gelodert hatte, war nichts mehr als Staunen. »Sind das die Namen der beiden?« krächzte er mit mühsam beherrschter Stimme. »Mike Hunter und Damona King?«

Betty nickte. »Ja, Sir.«

»Und er ist ein großer, dunkelhaariger Kerl, sportlich, ein ziemlich loses Mundwerk?« fragte Mahlmann. »Sie etwas kleiner, dunkles langes Haar und recht hübsch?«

Betty nickte erneut.

»Sie sind es«, murmelte Mahlmann. »Mein Gott, sie sind es wirklich!«

»Sie… Sie kennen die beiden?« fragte Betty vorsichtig.

Mahlmann fuhr herum. »Und ob ich sie kenne«, sagte er. »Und ob. Aber sagen Sie nichts davon, Kindchen. Ich will sie überraschen.

Klar?«
»Dann soll ich sie nicht hinauswerfen?« versicherte sich Betty ungläubig.
»Hinauswerfen?« echote Mahlmann. »Sind Sie von allen guten Geistern verlassen? Sie werden ihnen das beste Frühstück bereiten, das Sie zustande bringen. Überhaupt werden Sie lieb und nett sein wie nie zuvor in Ihrem Leben, klar? Nur erwähnen Sie bitte nicht, daß ich sie kenne. Jedenfalls vorläufig nicht. Ich möchte mir die Überraschung nicht verderben. Ach und«, sagte er, während er bereits wieder auf dem Weg nach draußen war, »reißen Sie das Blatt aus dem Gästebuch. Miß King und Mister Hunter sind meine persönlichen Gäste. Meine ganz persönlichen Gäste.«
Das heimtückische Funkeln in seinen Augen sah Betty nicht mehr.
Vielleicht hätte sie Mahlmanns Worten so die Bedeutung zugemessen, die ihnen auch wirklich zukam.
»Ja«, murmelte Mahlmann, während er langsam die altersschwache Holztreppe zum ersten Stock emporstieg. »Um euch werde ich mich persönlich kümmern. Und wie ich mich um euch kümmern werde…«

***

Damona schlug erschrocken die Hand vor den Mund und unterdrückte im letzten Moment einen Aufschrei. Das Feuerzeug ging aus, und wieder hüllte sie erdrückende Finsternis ein. Ihr Herz hämmerte wie wild, und der schauerliche Anblick stand noch immer deutlich vor ihren Augen.
Damona zählte in Gedanken bis zehn, raffte all ihren Mut zusammen und ließ das Feuerzeug ein drittes Mal aufschnappen. Obwohl sie auf den Anblick vorbereitet war, jagte ihr das Bild erneut einen eisigen Schauer über den Rücken. Der Leichnam mußte schon sehr lange hier unten liegen. Die Haut war eingetrocknet und rissig wie altes, gelbes Papier geworden, und die leeren Augenhöhlen gaben dem Mumienschädel ein Aussehen, als würde er grinsen. Die über der Brust verschränkten Hände waren dürr und schlank, mit langen, an Raubtierkrallen erinnernden Fingernägeln, und zwischen den schmalen, kaum sichtbaren Lippen erkannte Damona die nadelspitzen Fänge eines Vampirgebisses.
Also war ihr Verdacht doch gerechtfertigt gewesen! Carruther war keines natürlichen Todes gestorben, noch nicht einmal eines ›normalen‹ gewaltsamen Todes.
Sie beugte sich über die Mumie und zwang sich, das schreckliche Ding gründlich zu studieren. Im Schädel des Vampirs, genau zwischen den Augen, war ein kleines, rundes Loch, und aus seiner Brust ragte ein Holzpflock. Jemand, der offenbar sehr genau wußte, wie man mit Vampiren umzugehen hatte, hatte das Monstrum getötet – und zwar

schon vor langer Zeit!

Damona trat zurück, sah sich mit zusammengekniffenen Augen um und begann dann, den Raum weiter zu erforschen. Ihre Schritte verursachten ein seltsam hallendes Echo, und selbst das kaum hörbare Zischen, mit dem das brennende Gas aus dem Feuerzeug ausströmte, erschien ihr mit einem Mal laut genug, sämtliche Bewohner des Schlosses zu alarmieren.

Der Sarg war nicht der einzige in dem Gewölbe. Schon nach wenigen Schritten stieß Damona auf einen zweiten Steinsockel, dann auf einen dritten, vierten, und in jedem lag ein toter Vampir. Drei Männer und eine Frau. Irgendwann, vielleicht vor Jahrhunderten, mußte sich hier unten eine Tragödie abgespielt haben. Jemand hatte eine ganze Vampirfamilie ausgelöscht, und auch, wenn Damona ganz genau wußte, daß diese Wesen zu ihren Lebzeiten kaltblütige, rücksichtslose Killer gewesen waren, überkam sie ein beklemmendes Gefühl.

Schließlich fand sie, wonach sie die ganze Zeit unbewußt gesucht hatte. An der Rückwand des Raumes befand sich eine zweite, niedrige Tür. Das Holz war mit grauer Farbe gestrichen worden, so daß es sich kaum von den Steinwänden abhob, und auch Damona wäre sicher daran vorübergegangen, hätte die Tür nicht wenige Millimeter offengestanden und einen dünnen, geraden Schatten geworfen.

Sie streckte die Hand nach der Klinke aus, zögerte einen Herzschlag lang und schob die Tür dann vollends auf. Dahinter lag ein schmaler, niedriger Raum, der kaum Platz für den wuchtigen Steinsockel bot. Auf seiner Oberfläche stand ein fünfter, offener Sarg.

Und dieser Sarg war – leer!

Damona blieb sekundenlang unter der niedrigen Tür stehen und starrte die weißen Seidenkissen an. Der Abdruck eines menschlichen Körpers war noch deutlich darauf zu erkennen.

Allmählich bekamen die Dinge einen Sinn. Die Vampire mußten geahnt haben, daß eines Tages jemand kommen würde, dem sie nicht gewachsen waren. Und sie hatten Vorsorge getroffen, daß wenigstens einer von ihnen überlebte. Hier, in diesem Geheimversteck, hatte das Unwesen Jahrzehnte, vielleicht sogar Jahrhunderte, schlafend gelegen und auf den Augenblick des Erwachens gewartet.

Sie trat zurück, schloß die Tür und ging langsam auf den hell erleuchteten Eingang zu. Plötzlich erschien alles einen Sinn zu geben – das Labor, die komplizierten Versuchseinrichtungen… Es war nicht das erste Mal, daß Damona mit einem Wissenschaftler konfrontiert wurde, der sich dem Bösen verschrieben hatte. Sie dachte flüchtig an Lanusius, den Dämonenmacher, zurück, und selbst die Erinnerung ließ sie frösteln. Aber Lanusius hatte versucht, einen Dämon auf künstlichem Wege zu erzeugen, während – wer immer dieses Institut leitete – sich mit einem lebenden Vampir zusammengetan hatte.

Die Vorstellung, was ein pervertierter wissenschaftlicher Geist gemeinsam mit einem rachedurstigen Vampir anrichten konnte, gefiel Damona gar nicht. Schon allein stellte jeder dieser beiden Gegner eine tödliche Gefahr dar. Aber zusammen…

Sie seufzte, löschte das Feuerzeug und legte es sorgfältig an seinen Platz zurück, ehe sie das Labor verließ und sich auf den Weg in ihr Zimmer machte.

***

Dunkelheit umgab ihn wie eine stählerne, erdrückende Faust. Er bewegte sich, aber seine Schritte verursachten nicht das leiseste Geräusch auf dem Boden. Er ging ein paar Meter in die Dunkelheit hinein, lauschte und blieb stehen. Schlimmer als die lichtlose Schwärze rings um ihn war die Stille; eine Stille ganz eigener, beunruhigender Art, nicht einfach als die Abwesenheit von Geräuschen, sondern als wäre da etwas anderes, etwas Unbegreifliches und Böses, das alle anderen Laute mit seiner Anwesenheit verdrängte.

Mikes Herz begann zu klopfen, und plötzlich, ohne ersichtlichen Grund, hatte er Angst. Nicht die Furcht vor einer körperlichen Bedrohung, einem Angriff, sondern eine irrationale, kaum noch zu bezähmende Angst, die wie ein dunkles, formloses Etwas in ihm emporkroch und irgendwie mit der Stille verwandt zu sein schien.

Er fuhr herum und griff haltsuchend um sich. Hinter ihm war ein kleiner, verwaschener Lichtfleck in dem sich irgend etwas zu bewegen schien.

Licht! Licht – das bedeutete Leben, vielleicht andere Menschen. Geräusche.

Er ging los, begann zu laufen und dann zu rennen, so schnell er konnte.

Aber je schneller er lief, desto weiter schien sich der Lichtfleck von ihm zu entfernen. Plötzlich hatte er das Gefühl, verfolgt zu werden. Er warf im Laufen einen Blick über die Schulter, aber hinter ihm war nichts als wattige Finsternis. Trotzdem spürte er, daß etwas da war, irgend etwas. Er lief schneller, stampfte schließlich mit aller Macht auf dem Boden auf, nur um ein Geräusch zu erzeugen, aber die Dunkelheit schien jeden noch so kleinen Laut aufzusaugen. Schließlich begann er zu schreien. Auch sein eigener Schrei versickerte in der Finsternis. Er war allein. Gefangen in einer Unendlichkeit aus Schwärze und Schweigen. Er rannte noch schneller, getrieben von einer grundlosen Panik, stolperte und fiel der Länge nach hin. Ein scharfer Schmerz schoß durch seine Handgelenke, als er versuchte, den Sturz abzufangen, und erneut schrie er auf, diesmal vor Schmerz. Wieder hörte er nicht den leisesten Laut, aber als er aufsah, war der Lichtfleck nä-

her gekommen, und er erkannte jetzt, daß es eine Tür war. Ihre Umrisse erschienen ihm seltsam fremd und verzerrt, als bestünde sie aus Wachs, das in der Sonne aufgeweicht und zerflossen war. Dahinter lag eine schmale, steile Treppe, deren Ende sich in grauen Nebelschwaden verlor. Er sprang

auf, hetzte auf die Tür zu und rannte ohne anzuhalten die Stufen hinauf, eingehüllt in Lautlosigkeit und verfolgt von namenlosem Grauen. Die Stufen waren unterschiedlich hoch und ebenso bizarr geformt wie vorher die Tür, und mehr als einmal kam er ins Stolpern und fing sich nur im letzten Moment ab. Die Treppe schien kein Ende zu nehmen. Immer weiter und weiter schlängelte sie sich nach oben, und sosehr er auch rannte, blieb ihr Ende doch in wogendem Nebel verborgen.

Schließlich blieb er erschöpft stehen, lehnte sich gegen die rauhe Wand und rang keuchend nach Atem. Erneut überkam ihn das Gefühl, verfolgt zu werden, und als er den Kopf wandte und die Treppe hinabsah, glaubte er für einen Moment einen vagen, grauenhaft geformten Schatten wahrzunehmen, der langsam, aber unbarmherzig die Stufen emporkroch.

Er keuchte, fuhr herum und rannte wie von Furien gehetzt weiter. Irgendwann, nach einer Ewigkeit, erreichte er das obere Ende der Treppe.

Ein langer, auf grausige Weise verdrehter und verzerrter Gang, von dem zahlreiche Türen – jede anders geformt und jede auf ihre Weise schrecklich anzusehen – abzweigten. Er rannte los, prallte gegen die Wand und stieß sich mit einem lautlosen Schrei ab, um weiterzuhetzen. Das DING war noch hinter ihm, er spürte es, ohne sich umdrehen zu müssen…

Mike erwachte mit einem halberstickten Schrei. Sein Herz jagte, und für einen Moment wallte Übelkeit in ihm hoch. Sein Schlafanzug klebte in großen feuchten Flecken an Brust und Rücken, und in seinen Ohren war ein dumpfes, polterndes Geräusch, das er erst nach einigen Sekunden als das dröhnende Echo seines eigenen Herzschlages identifizierte.

»Wie fühlen Sie sich?« fragte eine dunkle Stimme.

Mike fuhr erschrocken herum und blickte in ein breitflächiges, ernstes Gesicht. »Wer sind Sie?« keuchte er. »Und was suchen Sie in meinem Zimmer?«

»Ich bin Doktor Mahlmann. Und was ich in Ihrem Zimmer suche?« Mahlmann lächelte dünn, zuckte die Achseln und machte dann eine Kopfbewegung zur Tür hin. »Nun, Mister Hunter, Sie haben so laut gebrüllt, daß das halbe Schloß davon wachgeworden ist. Ich mußte etwas tun.«

Mike schüttelte irritiert den Kopf. »Moment mal«, murmelte er.

»Ich habe geschrien, sagen Sie? Im Schlaf?«

Mahlmann nickte. »Wie am Spieß. Sie müssen einen Alptraum gehabt haben.« Er lächelte, setzte sich auf die Bettkante und deutete auf Mikes rechten Arm. »Ich habe Ihnen eine Injektion gegeben, damit Sie aufwachen. Anders ging es leider nicht.«

Mike fuhr zusammen, starrte einen Herzschlag lang auf den winzigen Blutstropfen in seiner Armbeuge herunter und funkelte den Arzt dann wütend an.

»Ich kann mich nicht erinnern, Ihnen erlaubt zu haben, in mir

herumzustechen«, sagte er drohend. »Ich habe noch niemals Alpträume gehabt, und wenn, dann brauche ich nicht irgendwelche Spritzen, um damit fertigzuwerden.«

»Das glauben Sie«, nickte Mahlmann geduldig. »Sie würden sich wundern, wenn ich Ihnen erzählen würde, was meine Patienten so…«

»Ich bin aber nicht Ihr Patient«, sagte Mike so ruhig, wie er konnte.

»Ich habe dieses Zimmer gemietet, um darin zu schlafen. Ich bin hier Gast, nicht Kranker, verstehen Sie das? Und wenn Sie noch einmal das Bedürfnis haben, an jemandem herum zu experimentieren, dann suchen Sie sich ein anderes Opfer.«

Mahlmann blieb gelassen. Offensichtlich war er Schlimmeres von seinen Patienten gewöhnt.

»Ich wollte Ihnen nur helfen«, sagte er, während er aufstand und seine Tasche zusammenklappte.

»Was haben Sie mir überhaupt gespritzt?« fragte Mike mißtrauisch.

»Ein harmloses Weckmittel. Die Wirkung vergeht in ein paar Minuten. Sie können dann weiterschlafen – ohne Alpträume, hoffe ich. Machen Sie sich keine Sorgen. So etwas kommt schon einmal vor, ohne daß man gleich verrückt ist.«

»Wie beruhigend«, knurrte Mike. »Und jetzt wäre ich Ihnen äu- ßerst dankbar, wenn Sie mein Zimmer verlassen würden, Doktor.«

Mahlmann schüttelte wortlos den Kopf, nahm seine Tasche auf und verließ grußlos das Zimmer. Mike starrte die geschlossene Tür noch eine Weile verärgert an. Seine Hände zitterten immer noch, aber das lag nicht allein an Mahlmann. Er hatte wirklich einen Alptraum gehabt, auch wenn er sich nicht mehr an Einzelheiten erinnerte, und vielleicht hatte Mahlmann ihn zu Recht geweckt und er hatte ihn ein wenig zu hart angefaßt. Aber schließlich gab es irgendwo Grenzen. Es ging nicht an, daß jeder, der Lust dazu hatte, hier hereinmarschiert kam und ihm lustig Spitzen verpaßte.

Er tupfte vorsichtig mit dem Daumen den Blutstropfen von seiner Vene, krempelte den Ärmel herunter und stand auf. Wie Mahlmann gesagt hatte, ließ die Wirkung des Mittels bereits wieder nach, und er begann sich schläfrig zu fühlen. Aber trotzdem würde er sich jetzt nicht hinlegen, wenigstens nicht sofort.

Er streifte seinen Morgenmantel über, trat auf den Flur hinaus und klopfte an die Tür von Damonas Zimmer. Als niemand antwortete, drückte er behutsam die Klinke herunter und trat ein, ohne Licht zu machen. Er wollte Damona nicht wecken.

Aber aus einem Grund, der ihm selbst nicht ganz klar war, fürchtete er sich plötzlich beinahe davor, allein zu sein. Der Gedanke, sich jetzt wieder ins Bett zu legen und zu schlafen, war ihm unerträglich.

Da würde er sich lieber hier hinsetzen und bis zum Morgen wach bleiben.

Die Gestalt auf dem Bett rührte sich, als er die Tür zuschob.

»Schlaf weiter, Liebling«, flüsterte Mike. »Ich wollte dich nicht wecken. Es tut mir leid.«

Er drehte sich um, lächelte und – erstarrte.

Die Frau im Bett war nicht Damona!

Sie war jung, dunkelhaarig und in ein halbdurchsichtiges, weites Gewand gekleidet, das von ihrem perfekt geformten Körper mehr enthüllte, als es verbarg. Ihr Gesicht war im schwachen Dämmerlicht nicht genau zu erkennen, aber sie erschien Mike ungewöhnlich blaß und schmal, und in ihren dunklen Augen glomm ein seltsames Feuer.

»Wer sind Sie?« keuchte Mike überrascht. »Und wie kommen Sie in dieses Zimmer? Wo ist überhaupt Damona?« Seine Hand hob sich zum Lichtschalter, aber er führte die Bewegung nie zu Ende.

Die Tür wurde mit einer vehementen Bewegung aufgestoßen, krachte in seinen Rücken und ließ ihn vorwärtsstolpern. Dann traf irgend etwas mit der Wucht eines Hammerschlages seinen Hinterkopf und löschte sein Bewußtsein aus.

***

Damona hatte ihr Zimmer fast erreicht, als sie die Stimmen hörte.

Einen Moment lang blieb sie wie erstarrt stehen, dann huschte sie blitzschnell in eine Nische des nur unzureichend erleuchteten Korridors, preßte sich gegen die Wand und hoffte, daß – wer immer da den Gang hinunterkam – nicht zufällig in ihre Richtung blicken würde. Es war mittlerweile nach eins, und nach dem, was sie in den Kellern des angeblichen Sanatoriums gefunden hatte, glaubte sie kaum, mit einer fadenscheinigen Ausrede davonzukommen.

»Na?« sagte eine tiefe, knarrende Männerstimme, der man den Triumph deutlich anhörte. »Habe ich zuviel versprochen? Eine einzige Injektion, und er gehört uns.« Ein leises Lachen, während die Schritte näherkamen. »Er weiß es nur noch nicht. Aber wenn er aufwacht, steht er unter unserem Befehl. Oder besser gesagt, unter deinem, Larian.«

Damona hielt unwillkürlich den Atem an. Sie wußte nicht, von wem die Rede war, aber die Worte klangen beunruhigend. Und nicht allein die Worte. Die Stimme kam ihr vage bekannt vor, und auch, wenn sie sie im Moment noch nicht einordnen konnte, so schienen die damit verbundenen Erinnerungen doch unangenehmer Natur zu sein.

»Ich hoffe, Sie haben recht, Doktor«, erwiderte eine Frauenstimme.

Die Schritte waren jetzt deutlich näher gekommen, und auf dem verschlissenen Teppichboden erschienen zwei längliche Schatten.

»Unsere Pläne dulden keinen Aufschub mehr.«

»Unsere Pläne?« Der mit Doktor angesprochene lachte leise. »Deine meinst du, Larian. Was mich betrifft, bin ich mit der Entwicklung

vollauf zufrieden. In ein paar Stunden wird etwas geschehen, auf das ich mich seit langer Zeit freue.«

Damona preßte sich noch enger gegen die Wand, als die beiden Personen mit raschen Schritten an der Nische vorübergingen. Sie erhaschte einen flüchtigen Blick auf eine schlanke, in ein halbdurchsichtiges Neglige gehüllte Frauengestalt und einen kleineren, gedrungenen Mann mit Glatze und goldgefaßter Brille, die nicht so recht zu seinem breitflächigen Gesicht passen wollte. Wie schon vorher die Stimme, so kam ihr auch das Gesicht vage bekannt vor. Aber auch diesmal konnte sie sich nicht erinnern, wo sie es gesehen hatte.

»Was haben Sie mit ihm vor?« fragte Larian.

»Oh, er wird eine… Kleinigkeit für mich erledigen«, gab der Doktor zurück. »Danach kannst du ihn haben.«

Aber Larian schien nicht zufrieden.

»Wann werden wir endlich zuschlagen?« sagte sie ungeduldig.

»Ich habe zu lange gewartet, Doktor. Ein einzelner Mann nutzt mir nichts. Ich brauche Dutzende.«

»Du wirst sie bekommen«, sagte der Arzt ruhig. »Betrachte das, was morgen passiert, als eine Art Generalprobe. Diesmal wird es in aller Öffentlichkeit geschehen.«

»Und der andere? Prewitt?«

»Wenn du darauf bestehst, schicke ich ihn noch heute nacht los. Ich brauche ihn nicht mehr.« Die beiden entfernten sich rasch, und Damona konnte ihre Worte nicht mehr verstehen. Vorsichtig trat sie aus der Nische heraus, sah sich ratlos nach beiden Seiten um und huschte dann die wenigen Schritte zu ihrem Zimmer. Vor der Tür zögerte sie, sah sich noch einmal um und ging dann zu Mikes Zimmer hinüber. Sie mußte ihm von ihrem grausigen Fund im Keller berichten. Und von dem, was sie soeben gehört hatte. Sie war jetzt absolut sicher, daß die Morde und dieser ominöse Doktor miteinander in Verbindung standen.

Sie klopfte, wartete einen Moment und klopfte dann noch einmal.

Als sich nichts rührte, drückte sie entschlossen die Klinke herunter und trat ein.

Mike lag lang ausgestreckt auf dem Bett und schlief. Obwohl es im Zimmer eher kühl war, hatte er die Decke zur Seite geworfen, und seine Stirn glänzte vor Schweiß. Damona berührte ihn erst zaghaft, dann energischer an der Schulter und schüttelte ihn. Aber er wurde nicht wach, und die einzige Reaktion auf ihre Bemühungen bestand in einem leisen, qualvollen Stöhnen.

»Mike?« sagte sie leise.

Mike warf den Kopf hin und her, stöhnte noch einmal und bäumte sich halb auf. Seine Brust hob und senkte sich in schnellen, hektischen

Stößen, und die Augäpfel hinter den geschlossenen Lidern bewegten sich rasch hin und her.

»Mike?« sagte sie noch einmal. »Was ist mit dir? Wach auf!«

Aber so sehr sie sich auch bemühte, es gelang ihr nicht, Mike zu wecken.

Schließlich trat sie resignierend vom Bett zurück und sah sich hilfesuchend im Zimmer um. Sie mußte Mike wachbekommen, ganz egal wie. Sie eilte zum Waschbecken, drehte den Wasserhahn auf und hielt das Handtuch, das neben dem Becken an der Wand hing, unter den eiskalten Strahl. Dann trat sie, das tropfnasse Handtuch in der Hand, vom Becken zurück und ging wieder auf das Bett zu.

Eine Bewegung unten auf dem Hof ließ sie stehenbleiben, als sie am Fenster vorüberging.

Ihr Blick irrte unschlüssig zwischen Mike und dem halb geöffneten Fenster hin und her, dann zuckte sie die Achseln, trat mit einem schnellen Schritt ans Fenster und sah hinaus.

Eine schlanke, leicht vornübergebeugte Gestalt war aus dem Schatten des Westflügels hervorgetreten und auf dem Hof stehengeblieben. Sie bewegte den Kopf hin und her, als würde sie etwas oder jemanden suchen, machte ein paar unsichere Schritte und blieb abermals stehen. Damona runzelte die Stirn. Die Bewegungen des Mannes – daß es ein Mann war, erkannte sie jetzt, als sie genauer hinsah – wirkten gezwungen und steif, als stünde er unter Hypnose oder Drogen. Er ging in Richtung auf das Schloß zurück, blieb stehen und wandte sich abermals um, um wieder in Richtung Waldrand zu gehen.

Irgendwo unter ihr fiel eine Tür ins Schloß, dann erschienen zwei weitere Gestalten auf dem Hof.

Larian und der Doktor!

Damona wich unwillkürlich ein Stück vom Fenster zurück, als sie die beiden erkannte. Der Arzt wechselte ein paar Worte mit dem Mann, deutete dann mit einer befehlenden Geste auf den Waldrand und bewegte eindeutig den Kopf.

Was hatte er vorhin gesagt? ›Von mir aus können wir ihn noch heute nacht losschicken?‹ Ja, das dort unten mußte dieser Prewitt sein, von dem er und Larian gesprochen hatten.

Damona überlegte blitzschnell. Sie begann langsam ein System hinter allem zu erkennen, aber der Gedankengang war noch nicht weit genug ausgereift, daß sie vollkommen klar sah. Sie wußte nur, daß in der unmittelbaren Umgebung ein paar Morde geschehen waren, daß die beiden Unheimlichen dort unten irgendwen irgendwie unter ihre Kontrolle gebracht hatten – und daß sie jetzt, mitten in der Nacht, einen Mann, der ganz offensichtlich nicht mehr Herr seines Willens war, in den Wald hinausschickten.

Sie zögerte nicht mehr länger. Mit einem bedauernden Blick auf den

immer noch schlafenden Mike legte sie das Handtuch aus der Hand und eilte in ihr Zimmer hinüber.

Wenige Augenblicke später hatte sie eine Jacke übergestreift, die Luger mit den Silberpartonen aus ihrem Koffer genommen und befand sich auf dem Weg nach unten.

***

Der Korridor zuckte. Seine Wände krümmten und verzogen sich, als wäre er ein lebendes Wesen, und die unzähligen Türen schnappten wie riesige gefräßige Mäuler auf und zu.

Mike rannte. Er rannte seit Stunden mit aller Kraft, lief, hetzte und verlangte seinem Körper das Letzte ab, ohne von der Stelle zu kommen. Lautlosigkeit, tödliche, würgende Stille hüllte ihn. Er schrie, aber immer noch kam kein Laut über seine Lippen. Er sah sich um, zuckte zusammen und versuchte, noch schneller zu laufen, aber sein ausgepumpter Körper gab einfach nichts mehr her. Das DING kam näher, war jetzt schon dicht hinter ihm, streckte seine unsichtbaren Klauen nach ihm aus. Er konnte nicht erkennen, was es war, aber gerade deshalb schien es nur um so gräßlicher und furchteinflößender zu werden. Er wußte, daß er träumte, daß dies alles nicht wahr war und sich nur in seiner Vorstellung abspielte, aber im Gegensatz zu einem normalen Alptraum wachte er nicht auf, als er zu dieser Erkenntnis gelangte. Im Gegenteil – das Wissen um seine Hilflosigkeit, das Ausgeliefertsein steigerte seine Furcht nur noch mehr.

Er wankte, stolperte gegen die Wand und rüttelte verzweifelt an der Tür.

Sie gab nach, verwandelte sich von einer Sekunde auf die andere in ein zähnestarrendes Haifischmaul und schnappte nach seiner Hand. Mike prallte im letzten Moment zurück, stolperte und fiel gegen eine weitere Tür auf der gegenüberliegenden Gangseite. Sie gab unter dem Anprall nach, und Mike stolperte rücklings in das dahinterliegende Zimmer. Er schlug schwer auf dem Boden auf, blieb einen Moment lang benommen liegen und sprang dann mit einem Satz auf die Füße. Die Tür schlug lautlos zu, verzerrte und verwarf sich und verschmolz mit der Wand. Mike stürzte verzweifelt vor, hämmerte mit den Fäusten gegen die fugenlose Wand, wo vorher noch eine Tür gewesen war, und schrie, ohne einen Laut hervorzubringen.

Verzweifelt sah er sich in seinem Gefängnis um. Er spürte, daß er nicht allein war. Mit ihm war noch etwas in das Zimmer geschlüpft, etwas Unsichtbares und Tödliches.

Er keuchte. Kalter Angstschweiß trat auf seine Stirn. Der Raum hatte keine Fenster, aber von irgendwoher kam grünliches, flackerndes Licht, das die Ecken mit wabernden Schatten und unsichtbarem, dräuendem Leben füllte: ES war hier!

Das DING hatte ihn verfolgt, und jetzt war er mit ihm zusammen eingesperrt.

Plötzlich nahm er eine Bewegung wahr. Er fuhr herum, ballte die Fäuste

und erstarrte mitten in der Bewegung, als er das Gesicht der Frau erkannte. Damona!

Erleichtert wollte er auf sie zugehen, aber in diesem Augenblick ging eine schreckliche Veränderung mit der schlanken, dunkelhaarigen Frau vor sich. Ihre Kleider begannen sich zu wellen, krochen wie dünne, schleimige Lebewesen an ihrem Körper herunter und verschmolzen mit dem Boden.

Für einen Augenblick stand sie nackt und reglos vor ihm, dann färbte sich ihre Haut dunkel, wurde borkig und braun, überzog sich mit Warzen und Geschwüren. Kopf und Arme schmolzen zu gräßlichen, braunschwarzen Dingern zusammen, und aus ihrem Unterkiefer schoben sich zwei schreckliche, an scharfgeschliffene Messer erinnernde Beißzangen. Damona verwandelte sich vor seinen Augen in eine gigantische Spinne!

Mike prallte halb wahnsinnig vor Angst und Grauen zurück. Die Spinne krabbelte auf ihn zu, umkreiste ihn und schnappte nach seinen Beinen.

Plötzlich waren seine Kleider fort, er war nackt, nackt und schutzlos, und die Spinne schleuderte einen dicken, klebrigen Faden nach seinem Gesicht.

Er wich im letzten Augenblick aus, warf sich zur Seite und verfing sich in einem zweiten Spinnfaden.

Er schrie, aber noch immer blieben seine Lippen stumm. Neue Fäden fielen über seinen Körper und spannen ihn in einen tödlichen Kokon ein.

Dann krabbelte die Spinne heran. Einen Moment lang blieb sie reglos hocken und betrachtete ihn aus ihren großen, gefühllosen Kristallaugen, dann senkten sich die tödlichen Beißzangen auf sein Gesicht herunter…

***

Der Mann bewegte sich lautlos wie ein Schatten. Obwohl seine Schritte ungelenk und tolpatschig aussahen, verursachte er kaum ein Geräusch, und er war so schnell, daß Damona Mühe hatte, mit ihm Schritt zu halten.

Vor wenigen Augenblicken hatten sie den Waldrand erreicht, und Prewitt war ohne zu zögern weiter über das Feld auf Saint Anns zugelaufen. Damona war im Schutz einiger tiefhängende Äste zurückgeblieben, um nicht entdeckt zu werden. Prewitt war gefährlich, das spürte sie.

Die kleine Ortschaft schien in tiefem Schlummer zu liegen. Die Lichter hinter den Fenstern waren erloschen, und von hier aus betrachtet wirkte der Ort wie ausgestorben. Aber das schien Prewitt nur recht zu sein. Schnell, aber ohne sichtliche Hast, ging er auf die vordersten Häuser zu, blieb stehen und wandte sich dann nach rechts.

Damona spurtete hinterher, sobald der Mann außer Sichtweite war. Sie brauchte nicht lange, um den schmalen Acker zu überqueren, und einige wenige Schritte brachten sie auf die Hauptstraße.

Prewitts weißgekleidete Gestalt verschwand gerade in einem Seitenweg. Als er den Arm bewegte, blitzte etwas kurz und metallisch

in seiner Hand auf.

Damona stand einen Sekundenbruchteil lang wie erstarrt da. Dann trat sie mit einem wenig damenhaften Fluch auf die Straße hinaus und lief, nunmehr alle Vorsicht außer acht lassend, hinter dem Mann her.

Sie sah gerade noch, wie Prewitt mit hölzernen Bewegungen über einen Gartenzaun kletterte und zwischen den Büschen eines Vorgartens verschwand.

Es war Methesons Haus!

Als sie den Gartenzaun erreichte, drang das gedämpfte Klirren von Glas durch die Stille, gefolgt von einem polternden Geräusch, als schlüge ein schwerer Körper auf einen hölzernen Fußboden.

Damona hetzte zur Tür, preßte den Daumen auf den Klingelknopf und hämmerte gleichzeitig mit der Faust auf das Holz. Eine Ewigkeit schien zu vergehen, bis endlich im Haus Licht aufflammte und das Geräusch schlurfender Schritte erklang.

»Jajajaja«, murrte eine verschlafene Stimme. »Ist ja kein Grund, gleich die Tür einzuschlagen, oder?«

»Metheson!« schrie Damona gehetzt. »Jemand ist in Ihrem Haus! Seien Sie vorsichtig!«

Sie zog die Luger aus der Tasche, ließ die Sicherung herausschnappen und trat ungeduldig vom Eingang zurück. Die Tür wurde geöffnet, und ein reichlich verschlafen aussehender Constabler Metheson sah sie verständnislos an. »Was ist los?« fragte er müde.

Damona drängte sich an ihm vorbei ins Haus. Hinter Metheson begann ein Hund zu bellen, und aus dem Dachgeschoß drang ein dumpfes Poltern herab.

»Jemand ist in Ihr Haus eingebrochen«, erklärte Damona hastig.

»Vor zwei Minuten. Er war bewaffnet.«

»Eh?« machte Metheson verwirrt. »Wieso.«

Aus dem Schlafzimmer im Dachgeschoß erklang ein gellender, spitzer Schrei, gefolgt von einem Geräusch, das Damona fast das Blut in den Adern gerinnen ließ. Metheson erbleichte und starrte aus hervorquellenden Augen nach oben.

»Kommen Sie!« keuchte Damona. Sie spurtete los, sprang – immer drei Stufen auf einmal nehmend – die Treppe hinauf und stieß die Tür kurzerhand mit der Schulter auf.

Das Schlafzimmer war ein einziges Chaos. Glas- und Spiegelsplitter bedeckten den Boden, und auf dem breiten, französischen Bett an der Südseite tobte ein verzweifelter Kampf.

Damona hob die Pistole, zielte kurz und ließ die Waffe dann mit einem gemurmelten Fluch wieder sinken. Hätte sie auf Prewitt geschossen, hätte sie auch Methesons Frau in Gefahr gebracht.

»Zur Seite!«

Ein harter Stoß ließ Damona in das Zimmer taumeln, als Metheson

sich mit einem wilden Schrei an ihr vorbeidrängte und mit wirbelnden Fäusten auf Prewitt eindrang. Ohne das blitzende Schlachterbeil in Prewitts Händen auch nur zur beachten, holte er zu einem fürchterlichen Schwinger aus und schlug zu. Prewitt wurde regelrecht vom Bett herunterkatapultiert, krachte gegen die Wand und sank mit einem ächzenden Laut zusammen.

Aber er erholte sich rasch. Metheson fuhr herum und wollte sich mit weit ausgebreiteten Armen erneut auf ihn stürzen, doch diesmal war der andere schneller. Das Schlachtermesser in seiner Hand blitzte auf, beschrieb einen funkelnden Halbkreis und krachte mit der flachen Seite gegen Methesons Schläfe. Der Constabler stöhnte, verdrehte die Augen und sank benommen zurück.

»Prewitt!« keuchte Damona. »Keine Bewegung!«

Prewitt fuhr herum, fletschte wie ein wildes Tier die Zähne und kam drohend näher.

»Zurück!« drohte Damona. Die Waffe in ihrer Hand deutete genau auf Prewitts Stirn. »Zurück, oder ich drücke ab!«

Prewitt federte kurz ein, warf sich zur Seite und schleuderte noch im Sprung seine Waffe. Damona wich dem heransausenden Beil im letzten Moment aus und drückte gleichzeitig ab. Das Schlachterbeil bohrte sich dicht neben ihr in die Tür und riß Holzsplitter aus dem Material. Prewitt schrie auf, griff sich an die Schulter und warf sich dann mit einem wütenden Knurren herum.

Ein fürchterlicher Schlag traf Damonas Arm und prellte ihr die Waffe aus der Hand. Sie wich zurück, fing den nachgesetzten Schwinger mit dem Unterarm ab und rammte Prewitt das Knie in den Magen. Ein blitzschnell nachgesetzter Handkantenschlag ließ den Besessenen endgültig zusammenbrechen.

Damona richtete sich schweratmend auf. Der kurze Kampf hatte sie vollkommen erschöpft. Sie bückte sich, wälzte den Bewußtlosen ächzend auf den Rücken und tastete nach seinem Puls. Der Hieb, mit dem sie ihn ausgeschaltet hatte, war kräftig genug gewesen.

Aber Prewitt war kein normaler Mörder, sondern willenloses Opfer eines stärkeren Geistes, und sein Körper mochte durchaus Leistungen vollbringen, zu denen er unter normalen Umständen kaum fähig war.

»Haben Sie etwas, um ihn zu fesseln?« fragte Damona. »Aber etwas Stabiles.«

Metheson richtete sich mühsam auf, schüttelte den Kopf und fuhr sich behutsam mit den Fingerspitzen über die Schläfe. Seine Haut schimmerte blau und rot, und wahrscheinlich würde er bald eine mächtige Beule haben. Aber im Großen und Ganzen schien er unverletzt davongekommen zu sein.

»Die Handschellen«, murmelte er benommen. Er bückte sich, hob seine Jacke vom Boden auf und förderte ein Paar Handschellen

zutage, mit denen er Prewitt rasch fesselte. In seinem Blick lag eine Mischung aus Bewunderung und Mißtrauen, als er sich aufrichtete und Damona noch einmal lange und nachdenklich ansah.

»Wo haben Sie gelernt, sich so zu wehren?« fragte er.

Damona lächelte. »Jedenfalls nicht in der Klosterschule«, antwortete sie ausweichend. »Wie geht es Ihrer Frau?«

Metheson zuckte zusammen, machte ein schuldbewußtes Gesicht und drehte sich hastig zum Bett um. Seine Frau saß zusammengekauert in der Ecke und beobachtete Damona aus großen, ungläubig aufgerissenen Augen.

»Ich bin in Ordnung«, sagte sie hastig. »Mir ist nichts passiert, Aber Sie hätten keine Sekunde später kommen dürfen. Der… der Kerl stand plötzlich vor mir, und … und …« Plötzlich begann sie zu schluchzen. Metheson war mit ein paar raschen Schritten bei ihr, fuhr ihr mit einer Zärtlichkeit, die Damona diesem grobschlächtigen Mann kaum zugetraut hätte, über das Haar und flüsterte ihr ein paar leise, beruhigende Worte zu.

Damona deutetet fragend auf Prewitt. »Kennen Sie den Mann?«

Metheson schüttelte den Kopf. »Nein. Ich habe ihn noch nie gesehen.«

»Er heißt Prewitt«, murmelte Damona. »Jedenfalls vermute ich das.«

»Sie kennen ihn?«

Damona schüttelte den Kopf. »Nicht direkt. Aber ich habe etwas gehört, das…« Sie brach ab, überlegte einen Moment und deutete dann mit einer Kopfbewegung auf die Tür. »Können wir uns unten unterhalten?«

»Sicher.« Metheson trat vom Bett zurück, schlüpfte rasch in Hose und Hausschuhe und warf seiner Frau einen aufmunternden Blick zu. »Wenn er wach wird«, sagte er mit einer Kopfbewegung auf den Bewußtlosen hinzu, »rufst du uns. Allerdings glaube ich kaum, daß er vor dem Morgengrauen aufwacht – nach dem Schlag…«

Damona schürzte unwillig die Lippen. Sie verstand sich zu wehren, aber sie gehörte nicht zu den Menschen, die sich gerne dafür bewundern lassen. »Gehen wir.«

Sie gingen hinunter, und Metheson führte sie in die kleine Küche, die sie bereits von ihrem ersten Besuch her kannte.

»Also?« begann er, nachdem sie sich gesetzt hatten. »Was wird hier gespielt?«

»Genau weiß ich das selbst nicht«, gestand Damona. »Aber allmählich beginne ich klarer zu sehen.« Sie seufzte, stützte die Ellbogen auf dem Tisch auf und begann der Reihe nach ihre Erlebnisse im Schloß zu erzählen. Metheson hörte geduldig zu, aber sein Gesicht nahm mit beinahe jedem Wort einen ungläubigeren Ausdruck an.

»Vampire«, murmelte er, nachdem Damona geendet hatte. »Und das

soll ich glauben?«

Damona lächelte. »Nein. Jedenfalls verlange ich es nicht von Ihnen. Alles, was ich will, ist, daß Sie mit mir zum Schloß zurückkommen und sich dieses seltsame Laboratorium ansehen. Und diesen sogenannten Nervenarzt.«

»Doktor Mahlmann ist wirklich Psychiater«, widersprach Metheson. »Wissen Sie, wir haben seine Papiere sehr gründlich prüfen lassen, als er vor sechs Monaten hier auftauchte und diesen alten Kasten kaufte. Die Leute hier in Saint Anns konnten sich zuerst gar nicht mit dem Gedanken anfreunden, eine Nervenklinik in der Nachbarschaft zu haben.«

»Mahlmann?« hakte Damona nach. »Der Name des Arztes?« Metheson nickte. »Ja! Ein komischer Kauz, stimmt schon. Aber was Sie mir da erzählt haben…« Er schüttelte wieder den Kopf. »Vampire! Im zwanzigsten Jahrhundert!«

»Sie haben die Bißwunden an Carruthers Hals doch gesehen, oder?«

»Obwohl«, fuhr Metheson fort, als hätte er Damonas Einwurf überhaupt nicht gehört, »es gibt da eine Geschichte.«

»Was für eine Geschichte?«

Metheson grinste. »Humbug«, sagte er verlegen. »Ein Ammenmärchen.«

»Erzählen Sie's.«

»Nun, als Sie vorhin sagten, Vampire… Die Leute hier erzählen sich, daß das Schloß früher einmal der Sitz einer Vampir-Familie gewesen sein soll. Angeblich haben sie zwanzig Jahre lang die Gegend unsicher gemacht, ehe es ein paar beherzten Männern gelang, sie unschädlich zu machen. Jedenfalls fast. Ein Mitglied der Familie soll angeblich niemals gefunden worden sein.«

»Eine Frau«, nickte Damona. »Das paßt doch alles hervorragend.«

»Eben«, nickte Metheson. »Mir paßt das alles zu gut. Nehmen Sie's mir bitte nicht übel, Miß King – aber kann es nicht sein, daß jemand Sie aufs Kreuz gelegt hat? Ich meine, irgendein Schlaumeier – von mir aus sogar dieser Mahlmann – könnte das alles so arrangiert haben, daß wir *glauben* sollen, es mit Vampiren zu tun zu haben.«

»Möglich«, gab Damona zu. Sie hätte jetzt versuchen können, Metheson zu überzeugen, aber sie ließ es. Die Aufgeschlossenheit, mit der der Constabler ihr zugehört hatte, war sowieso schon erstaunlich. Neunzig Prozent aller Menschen, die sie kannte – und wahrscheinlich neunundneunzig Prozent aller Polizisten – hätten ihr glattweg ins Gesicht gelacht.

»Aber das ändert nichts an der Tatsache, daß in diesem sogenannten Sanatorium etwas nicht mit rechten Dingen zugeht, vorsichtig ausgedrückt. Wir sollten hinfahren und diesem Doktorchen mal gehörig auf die Finger klopfen.«

Damona atmete innerlich auf. Sie hatte gezögert, Metheson um Hilfe zu bitten. Aber ihr war auch klar, daß sie hier mit einem Alleingang nicht sehr weit kommen würde.

»Von mir aus fahren wir gleich«, sagte Metheson, der ihr Zögern bemerkt und wohl richtig gedeutet hatte.

»Und Prewitt?«

Metheson grinste. »Ich habe einen hübschen Keller«, meinte er, »mit einer sehr, sehr stabilen Tür. Geben Sie mir eine halbe Stunde, um meine Frau zu beruhigen und Prewitt zu verstauen. Außerdem möchte ich Lowman anrufen.«

»Den Inspektor aus Edinburgh?«

»Genau den«, erklärte Metheson schadenfroh. »Soll sich dieser Wichtigtuer doch den Kopf zerbrechen.«

Damona stand auf, reichte Metheson die Hand und ging wortlos zur Tür.

»Warten Sie nicht?« fragte der Constabler erstaunt.

»Nein. Ich gehe allein voraus. Vielleicht ist es ganz gut, wenn wir getrennt dort eintreffen. Außerdem… Mahlmann dürfte mittlerweile gemerkt haben, daß hier nicht alles nach Plan verlaufen ist. Ich möchte ihm keine Gelegenheit geben, rasch noch ein paar Spuren verschwinden zu lassen.«

»Von mir aus. Aber seien Sie vorsichtig.«

»Bin ich«, versicherte Damona. Sie verließ die Küche, ging an dem immer noch bellenden Hund vorbei zur Haustür und trat in den Garten hinaus. Die kühle Nachtluft ließ sie frösteln, aber sie sorgte auch für Klarheit hinter ihrer Stirn. Sie ging bis zum Gartentor, blieb stehen und lief dann, einer vagen Ahnung folgend, noch einmal um das Haus herum. Die Stelle, an der Prewitt eingedrungen war, war leicht auszumachen. Seine Fußspuren endeten vor einem niedrigen, leicht besteigbaren Apfelbaum, der beinahe wie eine Leiter auf das Dach eines angebauten Geräteschuppens hinaufführte. Von dort aus hatte er sich nicht einmal sonderlich zu recken brauchen, um zum Schlafzimmerfenster hinaufzugelangen.

Damona runzelte mißbilligend die Stirn. Dafür, daß Metheson Polizist war, machte er es potentiellen Einbrechern wirklich ein bißchen leicht.

Sie ging noch einmal um das Haus herum und suchte den weichen Boden nach Spuren ab. Und endlich fand sie auch, wonach sie suchte. Es gab nicht nur Prewitts Spuren, sondern auch die Abdrücke von kleineren, schmaleren Füßen.

Die Füße einer zierlich gebauten jungen Frau oder eines Mädchens. Larian. Die Vampirin war also hier gewesen, und vermutlich wußte Mahlmann jetzt schon, daß sein Anschlag schiefgegangen war.

Damona fluchte leise, stand auf und verließ mit raschen Schritten das

Grundstück. Wenn der Arzt und die Vampirin wußten, was geschehen war, dann war Mike in Gefahr. Eine Sekunde lang überlegte sie, ob sie Metheson bitten sollte, ihr seinen Wagen zu leihen, lief aber dann doch zu Fuß los. Wenn sie quer durch den Wald rannte, erreichte sie das Schloß beinahe genausoschnell wie mit dem Wagen. Und vor allem leiser.

Sie lief die Hauptstraße hinunter, bog dann nach rechts ab und rannte quer über den Acker auf den nahen Waldrand zu. Ein schwarzer Schatten mit weitgespannten, gezackten Flügeln glitt dicht über sie hinweg, verschwand über dem Wald und tauchte Sekunden später wieder auf.

Damona blieb mitten im Schritt stehen. Eine Fledermaus? dachte sie verblüfft. Hier?

Aber die Gedankenkette: Fledermaus -Vampir schloß sich einen Sekundenbruchteil zu spät. Sie versuchte noch, ihre Luger aus der Jacke zu zerren, aber da stieß das riesige Tier bereits lautlos auf sie herab und verkrallte sich in ihrem Haar.

Damona schrie gellend auf, warf sich herum und griff nach oben.

Die messerscharfen Krallen der Fledermaus gruben sich *tief* in ihre Kopfhaut, und die ledrigen Flügel schlugen schmerzhaft in ihr Gesicht. Sie taumelte, riß das Monstrum mit einer verzweifelten Kraftanstrengung herunter und versuchte, ihr Gesicht vor den wütenden Attacken zu schützen. Die Zähne der Fledermaus gruben sich tief in ihre Hand, und ein wütendes Zusammenschlagen der Flügel ließ sie rücklings zu Boden stürzen. Sie wälzte sich herum, versuchte noch einmal, an ihre Waffe zu gelangen, und erhielt einen fürchterlichen Schlag zwischen die Schulterblätter. Eine Hand krallte sich in ihr Haar, riß sie auf die Füße und klatschte gleich darauf mit brutaler Wucht in ihr Gesicht. Sie schrie auf, ging ein zweites Mal zu Boden und blickte durch einen Schleier aus Tränen und Blut auf ein schmales, bleiches Gesicht.

Larian!

»Hexe!« zischte die Vampirin wütend. »Mahlmann hat mich vor dir gewarnt, aber ich habe dich trotzdem unterschätzt! Du hast meine Pläne gestört! Dafür wirst du mit dem Leben bezahlen!« Sie fletschte die Zähne und warf sich erneut auf Damona.

Damona riß blitzschnell die Beine an den Körper, bäumte sich auf und stieß der Vampirin die Knie in den Leib. Larian wurde meterweit zurückgeschleudert, fiel hin und kam mit einem wütenden Fauchen wieder auf die Füße. Ihre dolchspitzen Klauen hackten nach Damonas Gesicht und zwangen sie abermals in die Defensive.

Damona tauchte blitzschnell weg, schlug die Arme der Vampirin beiseite und versetzte ihr drei, vier Handkantenschläge, die selbst einen Preisboxer außer Gefecht gesetzt hätten. Larian schrie wütend

auf, trat nach Damonas Beinen und warf sich mit weit ausgebreiteten Armen auf sie.

Der Anprall riß Damona von den Füßen. Instinktiv klammerte sie sich an der unheimlichen Angreiferin fest. Larians Vampirzähne schwebten nur mehr Millimeter über ihrem Hals, und obwohl Damona sich mit aller Kraft wehrte, kam das tödliche Raubtiergebiß unbarmherzig näher. Sie keuchte, warf sich mit einer verzweifelten Anstrengung herum und rammte Larian den Ellbogen in die Herzgrube.

Diesmal zeigte der Schlag Erfolg. Larians Griff lockerte sich für einen winzigen Augenblick, und Damona nutzte die Chance, die Vampirin vollends von sich wegzustoßen und auf die Füße zu springen. Aber Larian kam mit unglaublicher Behendigkeit wieder hoch, fuhr herum und warf sich gegen ihre Beine. Damona fiel haltlos vornüber. Ihre Stirn krachte unsanft gegen einen Stein, und für Sekunden wallte Übelkeit und dunkle Bewußtlosigkeit in ihr empor.

Als sie wieder zu sich zurückfand, war der Kampf vorüber. Sie lag lang ausgestreckt auf dem Boden, und Larian hockte wie ein bizarrer Alptraum auf ihrem Rücken, ihren rechten Arm in einem schmerzhaften Polizeigriff haltend.

»Jetzt habe ich dich, Hexe!« keuchte sie. »Du hast es gewagt, Hand an mich zu legen. Dafür wirst du bezahlen!«

»Mahlmann wird das gar nicht recht sein«, keuchte Damona, nur um Zeit zu gewinnen. »Er würde mich sicher lieber lebend in die Gewalt bekommen.«

Larian lachte schrill und verstärkte den Druck auf Damonas Arm noch. Der Schmerz war kaum noch auszuhalten. »Darauf falle ich nicht herein«, kicherte sie. »Außerdem hat er deinen Freund. Das sollte ihm genügen.«

»Was versprecht ihr euch davon?« sagte Damona hastig. »Nach uns werden andere kommen, und irgendwann werden sie dich erwischen. Genauso, wie sie deine Familie erwischt haben!«

Die Vampirin kreischte wütend auf. »Dafür werden sie zahlen! Alle werden für den Mord an meiner Familie zahlen! Ich werde sie vernichten, so wie ich dich jetzt vernichte, du verdammte weiße Hexe!«

Damona bäumte sich verzweifelt auf, aber Larians Griff war unbarmherzig. Halb betäubt vor Schmerzen versuchte sie, mit der Linken an die Pistole in ihrer Jackentasche zu kommen, aber Larian preßte sie so fest gegen den Boden, daß sie sich kaum bewegen konnte. Verzweifelt tastete sie über den Boden, um eine Waffe, irgend etwas, mit dem sie sich gegen die Vampirin wehren konnte, zu finden, aber unter ihren Fingern war nichts als lockere Erde.

»Woher…«, keuchte sie, »weißt du, daß ich eine Hexe bin?«

Larian kicherte. »Von Mahlmann. Er ist ein alter Freund von dir, weißt du das nicht? Und jetzt genug geredet, Hexe!«

Ein verzweifelter Gedanke blitzte hinter Damonas Stirn auf. Vielleicht gab es doch noch eine Chance. Ihre Hand glitt in die Tasche, tastete nach dem Reservemagazin der Luger und nestelte verzweifelt daran herum.

»Was treibst du da, Hexe?« zischte Larian. »Laß das!« Sie sprang auf, riß Damona brutal herum und streckte die Klauen nach ihrem Hals aus.

Damonas Hand zuckte hoch. Zwischen ihren Fingern blitzte es silberhell auf. Larian prallte entsetzt zurück und schlug nach Damonas Arm, aber ihre Reaktion kam um eine Winzigkeit zu spät.

Ein gräßliches, zischendes Geräusch klang auf, als die beiden Silberkugeln, die Damona aus dem Magazin genommen hatte, Larians Gesicht berührten. Zwischen ihren Fingern quoll dünner, weißlicher Dampf hervor.

Larian stieß einen unmenschlichen Schrei aus, taumelte zurück und schlug die Hände vor das Gesicht.

Damona ließ die Kugeln fallen, griff blitzschnell unter ihre Jacke und riß die Luger hervor. Aber erneut hatte sie ihre Gegnerin unterschätzt. Larian war zwar verwundet, aber noch lange nicht geschlagen. Sie wirbelte herum, trat Damona mit einer blitzartigen Bewegung die Waffe aus der Hand und federte aus dem Stand hoch. Ihr Körper verwandelte sich plötzlich in ein schwarzes, wallendes Etwas, dann zerteilte das Rauschen ledriger Schwingen die Luft, und eine riesige Fledermaus flatterte davon.

Damona bückte sich hastig nach ihrer Waffe, aber als sie sie endlich gefunden und aufgehoben hatte, war Larian längst über dem Wald verschwunden.

Gleichermaßen wütend wie erleichtert starrte sie in den leeren Nachthimmel empor. Dann, nach Sekunden, steckte sie die Waffe in den Gürtel und rannte los.

***

Das Kellergewölbe war kaum hoch genug, daß ein normal gewachsener Mann aufrecht darin stehen konnte. In einer Ecke stapelten sich leere Kartons und alte Zeitschriften, und auf einem halbverrosteten Eisenregal an der Wand lagen – sorgfältig ausgerichtet und sortiert – Werkzeuge und Kästen voller Schrauben, Muttern und Nägel. Eine nackte Glühbirne baumelte an einem Draht von der Decke und verbreitete trübes Licht.

Metheson schob die Tür zu, legte den Riegel vor und lauschte sekundenlang. Aber im Haus rührte sich nichts mehr. Er hatte seiner Frau eine Schlaftablette gegeben, und der Hund hatte von selbst

aufgehört zu bellen. Außerdem wären die Mauern des Kellers so dick, daß sowieso kaum ein Geräusch hereingedrungen wäre, oder heraus.

Er ächzte, wischte sich den Schweiß von der Stirn und sah dann nachdenklich auf den zusammengekrümmten Körper zu seinen Füßen hinunter. Prewitt hatte mittlerweile das Bewußtsein wiedererlangt. Er stöhnte leise, und der Blick seiner angstvoll geweiteten Augen richtete sich wie hypnotisiert auf Methesons Gesicht.

»Idiot«, sagte Metheson leise. Er gab sich Mühe, seiner Stimme einen möglichst unbeteiligten Klang zu verleihen, aber sie zitterte trotzdem vor Wut »Verdammter, blöder Idiot.«

Prewitt wollte etwas sagen, aber Metheson schlug ihm blitzschnell mit der flachen Hand über den Mund, so daß er mit einem schmerzhaften Seufzer verstummte. In seinem Gesicht zuckte es. Seine Lippen bebten, und das seltsame Flackern in seinen Augen kündigte den beginnenden Wahnsinn an. »Bitte, Hank«, wimmerte er. »Ich… ich konnte nicht anders. Ich habe doch nur Larians Befehle ausgeführt …«

»Du wolltest es«, verbesserte ihn Metheson kalt. »Aber es hat nicht ganz geklappt.«

»Hank, bitte!« flehte Prewitt. »Wir sind doch Freunde!«

»Freunde?« Metheson lachte leise. »Vielleicht waren wir das einmal, mein Lieber.« Er bückte sich, hob das Schlachterbeil, mit dem sich Prewitt bewaffnet hatte, vom Boden auf und wog es nachdenklich in der Hand.

Prewitts Augen weiteten sich entsetzt. »Nein!« keuchte er. »Bitte, Hank… ich …«

Constabler Metheson lachte leise und vollkommen humorlos.

Dann hob er mit einer bedächtigen Bewegung die Waffe hoch über den Kopf empor.

***

Als er wenige Augenblicke später den Keller verließ, wirkte er wieder ganz wie der gutmütige Constabler, als den ihn seine Nachbarn und Freunde seit Jahrzehnten kannten. Nur ein winziger, kaum fingernagelgroßer Blutfleck an seinem Jackenärmel verriet, was geschehen war.

Er lief die Treppe hinauf, aus dem Haus und sah sich aufmerksam nach beiden Seiten um. Die Straße lag dunkel und ruhig vor ihm.

Niemand hatte etwas gehört. Die dicken Mauern und die fast zollstarke Kellertür hatten Prewitts Todesschrei verschluckt.

Ein dünnes, boshaftes Lächeln umspielte Methesons Lippen, als er den Wagen bestieg und losfuhr.

***

Der Haupteingang stand einladend offen, als Damona das Schloß erreichte. Keuchend und am Ende ihrer Kräfte, taumelte sie die

wenigen Stufen hinauf, lehnte sich einen Herzschlag lang gegen den Türpfosten und wankte weiter. Sie war so schnell gelaufen, daß ihr schwindelte.

Die Halle war leer und fast taghell erleuchtet. Damona lief zielsicher auf die Treppe zu, hetzte die Stufen empor und warf sich mit aller Macht gegen die Tür zu Mikes Zimmer. Das altersschwache Holz gab knirschend nach, und sie taumelte in einer Wolke von Holzsplittern und Kalk in den Raum, die Luger schußbereit in der Faust.

»Aber, aber, Miß King. Warum so stürmisch?«

Damona erstarrte. Mike war nicht in seinem Zimmer, aber dafür saß Mahlmann auf einem Stuhl neben dem Bett, lächelte freundlich und betrachtete kopfschüttelnd die Waffe in ihren Händen. »Rennen Sie in jedem Hotel die Türen ein?« fragte er.

»Wo ist Mike?« schnappte Damona. »Ich weiß, daß Sie ihn in Ihrer Gewalt haben!«

»So?« Mahlmann lächelte dünn. »Wissen Sie das? Ich fürchte, Sie sind nicht nur stürmisch, sondern überdies auch ein wenig vorschnell in Ihrem Urteil. Vielleicht drehen Sie sich freundlicherweise einmal um.«

Damona trat einen Schritt zur Seite, hob drohend die Waffe und warf einen raschen Blick über die Schultern zurück.

»Mike!« keuchte sie erleichtert.

Mike Hunter stand mit verschränkten Armen neben der Tür.

»Wen hast du sonst erwartet?« fragte er.

»Ich… ich dachte, sie hätten dich überwältigt«, sagte Damona stockend.

»Mich?« Mike grinste. »Sie haben es versucht, aber wie du siehst, hat es nicht so richtig geklappt.« Er stieß sich von der Wand ab, schob die lädierte Tür so gut es ging wieder zu und schlenderte gemächlich zu Mahlmann hinüber.

»Dafür habe ich mich ein wenig mit unserem Gastgeber unterhalten«, sagte er.

Mahlmann zog eine Grimasse. »Ich muß zugeben, ich habe Mister Hunter ein wenig unterschätzt. Aber Fehler machen wir ja alle mal, nicht wahr?«

Damona musterte das breitflächige Gesicht des angeblichen Nervenarztes mißtrauisch. In ihrem Inneren schien eine ganze Batterie von Alarmsirenen zu schrillen. Irgend etwas stimmte hier nicht! Sie spürte einfach, daß es sich nur um eine Falle handeln konnte. Mahlmann schien ein wenig zu ruhig für einen Mann, dessen Pläne von einem Moment zum anderen zerschlagen worden waren. Sie sah Mike an, konzentrierte sich und versuchte, mit ihren Hexensinnen etwas in Erfahrung zu bringen. Natürlich war sie keine Telepathin, schon lange nicht mehr, aber wenn sie sich konzentrierte, konnte sie immerhin spüren, ob jemand die Wahrheit sprach oder ihr nur Theater

vorspielte.

»Und mit dir ist wirklich alles in Ordnung?« fragte sie.

Mike nickte. »Selbstverständlich. Auch wenn du mich mal zehn Minuten allein läßt, komme ich nicht gleich unter die Räder. Im Gegensatz zu dir. Was ist passiert?«

»Ich hatte einen kleinen Zusammenstoß mit einer Fledermaus«, antwortete Damona. »Einer ganz besonderen Fledermaus. Aber das erzähle ich dir später. Zuerst«, erklärte sie, während sie die Pistole in den Gürtel zurückschob, »möchte ich mich ein wenig mit Herrn Doktor Mahlmann unterhalten. Oder wie immer sein Name sein mag.«

Mahlmann verzog beleidigt das Gesicht. »Miß King, Sie beleidigen mich«, sagte er im Plauderton. »Habe ich wirklich so wenig Eindruck auf Sie gemacht, daß Sie mich schon Vergessen haben? Wir kennen uns.«

Diese Stimme… Plötzlich war Damona sicher, die Stimme schon einmal gehört zu haben. Sie schloß die Augen und versuchte, sich das dazu passende Gesicht vorzustellen. Es gelang ihr, aber es war nicht Mahlmann.

Es war…

»Ich gebe zu, ich habe mich ein wenig verändert, seit wir uns das letzte Mal begegnet sind«, sagte Mahlmann. »Es ist schon erstaunlich, was die plastische Chirurgie heutzutage so alles fertig bringt. Ich bin sogar fast zehn Zentimeter kleiner geworden. Natürlich nur körperlich«, fügte er mit einem leisen Lachen hinzu.

Damona sog überrascht die Luft ein. Natürlich. Wenn sie sich den Arzt zehn Zentimeter größer vorstellte, ohne Glatze und Brille, das Gesicht schmaler, die Nase etwas gerader und die Augenbrauen anders geschwungen…

»Waynesdale!« keuchte sie.

»Ganz recht, Miß King. Früher einmal war das mein Name. Allerdings dürfte es selbst Ihnen schwerfallen, zu beweisen, daß Doktor Horst Mahlmann von der Universität Tübingen und Doktor Waynesdale aus New York die gleichen Personen sind. Aber unter uns kann ich es ja zugeben.«

»Aber wie… wie kommen Sie hierher? Sie waren doch …«

Waynesdale hob abwehrend die Hände. »Bitte nicht, Miß King. Ich werde nur äußerst ungern an diese dunkle Episode meines Lebens erinnert.«

»Sie sind ausgebrochen!«

Waynesdale kicherte. »Ihr Scharfsinn ist bewundernswert, meine Liebe.«

»Aber das ist unmöglich! Sie waren in einer der sichersten Anstalten des Landes!«

»Na und?« machte Waynesdale abwertend. »Vergessen Sie nicht, daß

ich jahrelang selbst eine geschlossene Nervenheilanstalt geleitet habe. Wenn ich nicht weiß, wie man da herauskommt, wer dann?«

»Und Sie mußten ausgerechnet nach Schottland fliehen?«

»So ganz zufällig war es nicht«, bekannte Waynesdale. »Ich muß zugeben, daß ich Ihnen und Mister Hunter gegenüber damals gewisse… nun, sagen wir, Rachegedanken gehegt habe. Und als ich dieses heruntergekommene Schloß fand, noch dazu ganz in der Nähe von Kings Castle, kam mir die Idee, mich hier niederzulassen, um die eine oder andere … äh … Repressalie gegen sie beide auszuüben.«

»Die einzigen Repressalien, die Sie noch erleben werden«, sagte Mike trocken, »dürften schlechtes Gefängnisessen und Einzelhaft sein.«

Waynesdale blickte irritiert auf.

»Ich dachte nicht, daß Sie so nachtragend sind«, sagte er vorwurfsvoll.

»So kann man sich täuschen«, konterte Mike gelassen. »Die Injektionsnadel, die Sie mir in die Vene stechen wollten, fand ich nicht sehr lustig.«

Waynesdale grinste säuerlich. »Dafür war Ihr Kinnhaken auch nicht von schlechten Eltern«, sagte er. Plötzlich verschwand das Lächeln wie fortgewischt von seinem Gesicht. »So«, sagte er, während er gleichzeitig aufstand und einen Schritt in Damonas Richtung machte. »Damit hätten wir die Komödie genug getrieben. Dürfte ich Sie bitten, mir Ihre Waffe auszuhändigen?«

Damona war für den Moment so überrascht, daß sie nicht einmal reagierte, als Waynesdale auf sie zutrat und nach ihrem Arm griff.

Dann fuhr sie mit einer ruckhaften Bewegung zurück, schlug Waynesdales Hand beiseite und funkelte den Arzt wütend an.

»Schnapp sie dir, Mike«, sagte Waynesdale leise.

Damona reagierte, ohne zu denken. Sie duckte sich, gab dem Arzt einen wuchtigen Stoß vor die Brust und tauchte unter Mikes zupackenden Händen weg. Mit einem Sprung war sie bei der Tür, riß sie auf und stürzte auf den Flur hinaus. Mike stieß ein zorniges Brüllen aus, prallte mit dem Arzt zusammen und setzte wütend zur Verfolgung an.

Ein riesiger, geflügelter Schatten fiel über die Treppe, als Damona den Gang hinunterstürmte. Sie hob die Pistole, gab einen ungezielten Schuß ab und warf sich instinktiv zur Seite. Die Vampirfledermaus verfehlte sie um wenige Zentimeter und krachte wuchtig mit Mike zusammen. Ineinander verkrallt, stürzten beide zu Boden, und Damona gewann weitere wertvolle Sekunden. Sie hetzte die Treppe herunter, überwand die letzten zehn Stufen mit einem gewagten Sprung und kam mit einer eleganten Rolle wieder auf die Beine.

Über ihr schrie Larian zornig und enttäuscht auf und schwang sich mit einem kraftvollen Flügelschlag in die Luft. Damona sah sich

gehetzt um, schoß noch einmal und rannte im Zickzack auf den Ausgang zu.

Sie schaffte es nicht. Die Fledermaus stieß mit einem triumphierenden Krächzen auf sie herab, verkrallte sich in ihrer Schulter und riß sie zu Boden.

Genau darauf hatte Damona gewartet. Ohne Rücksicht auf die gefährlichen Krallen und Zähne der Vampirfledermaus zu nehmen, packte sie das Tier, schleuderte es mit einer verzweifelten Anstrengung zu Boden und preßte ihm den Pistolenlauf in den Leib.

»Keine Bewegung mehr«, keuchte sie, »oder ich drücke ab!«

Larian erstarrte. Ihre Flügel zuckten nervös, und in ihren schmalen pupillenlosen Augen flackerte Angst auf. Ihr Körper begann zu zerfließen, und urplötzlich sah sich Damona einer schlanken, dunkelhaarigen Frau gegenüber, wo vor Sekunden noch eine riesige Fledermaus gewesen war. Aber auch darauf war sie vorbereitet. Sie sprang blitzschnell auf, riß Larian am Arm zu sich empor und drehte sie grob herum. Der Lauf der Luger bohrte sich drohend in ihren Rücken. »Versuch es nicht«, drohte sie. »So schnell wie eine Kugel bist du bestimmt nicht. Und Sie, Waynesdale«, fügte sie, an den Arzt gewandt hinzu, »verhalten sich besser ruhig, wenn Sie Ihre Komplizin lebend wiederhaben wollen.«

Sie wußte, daß sie ein gefährliches Spiel spielte. Niemand garantierte ihr, daß Waynesdale wirklich Rücksicht auf die Vampirin nehmen würde. Aber es war ihre einzige Chance. Sie mußte Zeit gewinnen, egal wie.

Mike machte einen Schritt auf sie zu und blieb sofort wieder stehen, als Damona Larian drohend den Pistolenlauf in den Rücken stieß. »Ich werde jetzt gehen«, sagte sie langsam. »Und zwar unbehelligt. Sie können mich vielleicht erwischen, Waynesdale, aber Larian dürfte darüber nicht ganz glücklich sein.«

»Hexe!« zischte die Vampirin. »Ich hätte dich umbringen sollen, als Zeit dazu war!« Ihr Gesicht verzerrte sich vor Haß, aber sie folgte Damona gehorsam zur Tür. Von ihrer ehemaligen Schönheit war nicht viel geblieben. Die Silberkugeln, die Damona ihr ins Gesicht geschleudert hatte, hatten tiefe Brandwunden in Stirn und Wange gegraben.

»Sie bluffen«, sagte Waynesdale. »Wenn Sie sie erschießen, verlieren Sie Ihr Druckmittel.«

»Probieren Sie's aus«, sagte Damona. Ihre Stimme zitterte, aber sie hoffte, daß Waynesdale nicht merkte, wie unsicher sie wirklich war.

Aber sie hatte zu hoch gespielt, um jetzt noch zurück zu können. Sie mußte durchhalten. Wenigstens so lange, bis Metheson kam. Zu zweit hatten sie vielleicht eine Chance gegen Mike und den wahnsinnigen Arzt.

Rückwärts gehend näherte sie sich der Tür, tastete mit dem Fuß nach der obersten Stufe und begann langsam die Treppe hinunterzusteigen. Mike folgte ihr in wenigen Schritten Abstand, kam jedoch nicht näher.

»Warum tust du das, Mike?« fragte Damona flehend. »Hat er dich hypnotisiert oder so was?«

Mikes Lippen begannen zu zittern. »Ich… muß«, keuchte er mühsam. »Ich! will es nicht, aber ich muß es tun.«

»Kämpfe«, sagte Damona eindringlich. »Er hat irgend etwas mit dir gemacht, aber du bist noch immer Herr deines Willens. Wehr dich! Kämpfe!«

»Ich kann nicht«, stöhnte Mike. »Bitte, Damona, gib auf. Ich… ich muß dich sonst töten. Ich muß es tun, sonst … sonst …«

»Was sonst?« bohrte Damona. »Was hat er dir suggeriert?«

»Das DING«, stöhnte Mike. Sein Gesicht verzerrte sich für einen Augenblick, als sehe er etwas ungemein Schreckliches. »Es ist da, ganz nahe. Ich fühle es. Es… es wird mich holen, wenn ich nicht tue, was er verlangt!«

Sie hatte den Fuß der Treppe erreicht und begann langsam über den Hof zurückzuweichen. Mike folgte ihr weiter, und unter der offenstehenden Tür erschien Waynesdales Gestalt.

»Geben Sie auf, Miß King«, sagte er. »Was glauben Sie, wie lange Sie durchhalten?«

»Lange genug!« Verdammt, dachte Damona, wo blieb nur Metheson. Er hatte von einer halben Stunde gesprochen, aber die mußte doch längst vorbei sein!

Larian bäumte sich plötzlich gegen ihren Griff auf, aber Damona brachte sie mit einer raschen Bewegung zur Räson. Und jetzt, endlich, erscholl von der Straße her ein leises Brummen, das rasch zum Geräusch eines Automotors anschwoll. Sekunden später tasteten zwei weiße Lichtfinger über den Platz, dann rollte der Streifenwagen heran und hielt dicht neben ihr an.

»Gott sei Dank!« keuchte Damona. »Sie hätten wirklich keine Sekunde später kommen dürfen!«

Metheson sprang aus dem Wagen, erfaßte die Situation mit einem raschen Blick und eilte auf Damona zu. »Scheint mir auch so«, knurrte er. Dann holte er aus und schlug Damona die geballte Faust in den Nacken.

***

Ein dumpfer Schmerz nagte am Rande ihres Bewußtseins, als sie erwachte. Irgendwo neben ihr waren Stimmen, und als sie die Augen aufschlug, starrte sie gegen eine weißgestrichene, fleckige Decke.

»Sie ist wach«, sagte jemand.

Schritte näherten sich dem Bett, dann erschien Waynesdales Gesicht

über ihr. Ein dünnes, gehässiges Lächeln umspielte seine Lippen.
»Sehen Sie, meine Liebe, so schnell können sich die Dinge ändern«, sagte er leise.
Damona versuchte aufzustehen, aber sie war an Händen und Füßen gefesselt, so daß sie sich kaum rühren konnte. Waynesdale schüttelte in sanftem Tadel den Kopf. »Nicht doch, Miß King«, sagte er spöttisch. »Sie glauben doch nicht, daß Sie mir ein zweites Mal entwischen? Ich gebe zu, daß ich Sie abermals unterschätzt habe, aber irgendwann lernt es ja wohl auch der Dümmste, oder.«
Damona schluckte die wütende Antwort, die ihr auf der Zunge lag, hinunter und drehte den Kopf, soweit die Stricke, mit denen sie ans Bett gefesselt war, dies zuließen. Sie befand sich in einem winzigen, schäbig eingerichteten Zimmer, das sie nach kurzem Nachdenken als das Büro identifizierte, in dem Mike und sie zuerst gewesen waren. Von dem Mädchen, das ihnen die Zimmer vermietet hatte, war keine Spur mehr zu entdecken, aber dafür hockte Metheson mit übereinandergeschlagenen Beinen auf der Schreibtischkante, sog an einer Zigarette und musterte sie aus schmalen, mitleidlosen Augen.
Unter der Tür stand die Vampirin, und neben ihr, mit gesenktem Kopf und offensichtlich am Ende seiner Kräfte, Mike.
»Warum?« flüsterte Damona, ohne Waynesdale weiter zu beachten. »Was hat er mit dir gemacht, Mike?«
Mike hob unsicher den Kopf, wich ihrem Blick aus und ballte in stummer Verzweiflung die Fäuste. »Ich… ich konnte nicht anders, Damona«, flüsterte er. »Ich wollte es nicht, aber … aber das DING hätte mich eingeholt, und …«
Waynesdale kicherte leise. »Geben Sie sich keine Mühe, Miß King. Mister Hunter wird Ihnen nicht helfen. Oh – ich bin sicher, er würde es gerne. Am liebsten würde er mir wahrscheinlich den Hals umdrehen, selbst in diesem Moment. Nicht wahr, Mike?« fragte er spöttisch.
Mikes Gesicht verzerrte sich. Er hob die Fäuste, trat einen halben Schritt auf Waynesdale zu und ließ die Hände dann kraftlos sinken.
»Sie sehen, ich habe ihn durchaus nicht hypnotisiert oder unter Drogen gesetzt, meine Liebe«, spöttelte Waynesdale. »Ihr Mike ist noch ganz der Alte. Und trotzdem gibt es nichts, was er nicht für mich tun würde. Amüsant, nicht?«
»Sie Ungeheuer«, keuchte Damona. »Sie…«
Waynesdale schüttelte tadelnd den Kopf. »Sie sollten sich beherrschen, meine Liebe«, sagte er sanft. »Immerhin werden Sie in nicht allzuferner Zukunft zu einer ebenso treuen Verbündeten werden, wie Mike und Metheson es bereits sind.«
»Metheson?«
»Aber sicher«, nickte Waynesdale. »Er war der erste, dessen Dienste

ich mir versicherte. Man sollte sich stets das Wohlwollen der Behörden sichern, nicht wahr, Hank?«

Metheson nickte.

»Aber warum dann der Überfall?« fragte Damona verwirrt.

»Er galt nicht mir«, knurrte Metheson: »Und wenn Sie nicht dazwischengekommen wären, hätte auch alles hervorragend geklappt. Prewitt sollte nicht mich umbringen.«

»Unser lieber Hank«, sagte Waynesdale, »hat schon geraume Zeit überlegt, wie er sich von seiner Frau trennen könnte. Ich muß zugeben, daß ich selten jemanden getroffen habe, mit dem es sich so gut arbeiten ließ wie mit ihm. Ich brauchte ihn nicht einmal zu überreden. Bei Ihnen, meine Liebe, dürfte es etwas schwerer werden.«

»Versuchen Sie es ruhig«, sagte Damona trotzig. »Wenn Sie glauben, mich hypnotisieren oder unter Drogen setzen zu können, sind Sie auf dem Holzweg.«

»Aber wer spricht denn von Drogen?« lächelte Waynesdale. Er stand auf, nahm seine Arzttasche vom Tisch und förderte eine Flasche mit einer gelblichen Flüssigkeit zutage. »Sehen Sie, Miß King, ich will Sie selbstverständlich nicht Ihrem Schicksal überlassen, ohne Sie vorher aufzuklären.« Er nahm eine Injektionsspritze aus einem Etui, schraubte eine Nadel auf und zog wenige Kubikzentimeter der gelblichen Flüssigkeit in den Kolben.

»Sehen Sie, als ich hierherkam, hatte ich keine genauen Vorstellungen davon, wie ich mich an Ihnen rächen konnte. Jedenfalls nicht ganz genau. Das einzige, was ich wirklich wußte, war, daß Sie gefährlich sind – aber das haben Sie ja erst vor wenigen Augenblicken wieder bewiesen. Nun, der erste Hinweis ergab sich, als ich bei einer gründlichen Durchsuchung des Kellers das Verlies mit den Särgen entdeckte. Die gute Larian hat sehr, sehr lange darauf warten müssen, daß jemand sie erweckte, und natürlich empfand sie, eine gewisse Dankbarkeit. Um so mehr, als sich recht bald herausstellte, daß sich unsere Ziele in großen Zügen decken…« Er drückte den Kolben der Spritze so weit hoch, daß ein winziger schimmernder Tropfen am Ende der Nadel erschien. Auf einen stummen Wink hin sprang Metheson auf, rollte Damonas Ärmel hoch und hielt ihren Arm mit eisernem Griff fest. »Sehen Sie, Miß King, die gute Larian war ganz wild darauf, sich für das, was man ihr und ihrer Familie angetan hat, zu rächen, und ich suchte nach einer Möglichkeit, meine damals noch recht vagen Vorstellungen zu verwirklichen. Wie Sie sehen können, sind wir handelseinig geworden. Sie besorgt die Opfer, ich präpariere sie, und anschießend, wenn sie getan haben, was ich will, kann sie sie haben. Eine für beide Seiten vorteilhafter Handel, nicht wahr?«

Damona stöhnte. Die Gleichgültigkeit, mit der Waynesdale von Menschen und Menschenleben sprach, erschreckte sie beinahe mehr

als die Spritze in seiner Hand. »Was haben Sie vor?« fragte sie, als Waynesdale sich über sie beugte und mit geschickten Fingern nach ihrer Vene tastete.

»Keine Angst«, murmelte Waynesdale, »es wird nicht weh tun. Nicht sehr. Ich werde Sie nur der gleichen Behandlung unterziehen, die ich schon Ihrem Freund zugedacht habe. Danach werden Sie mir gehören, mit Haut und Haar, wie man so schön sagt.«

Er stieß die Nadel geschickt in Damonas Vene und drückte den Kolben herunter. Ein Gefühl der Wärme durchströmte Damonas Arm.

»Was ist das?« keuchte sie. »Eine Droge?«

»Sie enttäuschen mich, Miß King. Glauben Sie wirklich, ich wäre auf so etwas angewiesen?« Er lächelte dünn. »Sehen Sie, Miß King, ich bin Psychologe, und als solcher kenne ich bessere Methoden, einen Menschen gefügig zu machen. Sie werden in wenigen Minuten einschlafen, und dann werden Sie einen Traum haben. Ich fürchte, er wird nicht allzu angenehm sein, aber das läßt sich wohl nicht umgehen. Die Substanz, die ich Ihnen injiziert habe«, erklärte er ruhig, »beseitigt gewisse… Sperren in Ihrem Gehirn. Sie wissen sicher, daß das menschliche Denken in verschiedenen Bahnen abläuft. Es gibt das bewußte Denken und Handeln, aber es gibt auch ein Unterbewußtsein, in dem eine Unmenge von Informationen, Wissen und bestimmten vorprogrammierten Reaktionsweisen gespeichert sind. Normalerweise sind Bewußtsein und Unterbewußtsein streng voneinander getrennt, und das ist auch gut so. Denn, sehen Sie, Miß King, in Ihrem – wie auch in meinem Unterbewußtsein und dem jedes Menschen – sind nicht nur angenehme Dinge gespeichert. Manchmal, besonders wenn man schläft, kann man einen winzigen Blick hinter diese Sperre tun, und dann hat man einen Alptraum.«

Damona versuchte vergeblich, die Augen offenzuhalten. Sie fühlte sich mit einem Mal müde, unsäglich müde, und sie hatte das Gefühl, auf eine tiefe, dunkle Klippe zuzugleiten.

»Haben Sie sich noch nie gefragt, warum manche Leute vor gewissen Dingen, die anderen nur ein mitleidiges Lächeln abringen, panische Angst haben? Bei einem sind es Ratten, bei anderen Spinnen, wieder andere Menschen haben eine panische Furcht vor Dunkelheit oder geschlossenen Räumen. Aber das wissen Sie sicher alles. Nur den Grund für diese Ängste, den kennen die wenigsten. Im Unterbewußtsein jedes Menschen sind nämlich auch Ängste gespeichert, Urängste, gegen die wir uns nicht wehren können. Jeder Mensch trägt das Nonplusultra des Schreckens in sich, tief in seinen Gedanken. Die Hölle ist in uns, Miß King, und je stärker ein Mensch normalerweise ist, desto schlimmer ist das Grauen, das in ihm lauert. Und die Substanz, die ich entwickelt habe, tut nichts anderes, als die Barrieren in Ihnen zu zerbrechen und Sie mit Ihren eigenen Ängsten

zu konfrontieren. Glauben Sie mir, Miß King, Sie können sich nicht dagegen wehren. Nicht einmal Sie. Der einzige, der Ihnen helfen kann, bin ich. Und ich verspreche Ihnen, daß Sie mich auf Knien anflehen werden, es zu tun…«

Waynesdales Stimme wurde leiser. Damona versuchte krampfhaft, wach zu bleiben, aber es ging nicht. Ein Sog hatte ihren Geist erfaßt, sanft aber unentrinnbar, und sie trieb weiter auf die dunkle Klippe zu, klammerte sich einen Moment an ihrem Rand fest und stürzte dann mit einem lautlosen Schrei hinab…

***

Sie fiel.

Sie stürzte in ein tiefes, lichtloses Nichts, um sich herum substanzlose Schwärze, in der manchmal verschwommen Erinnerungsfetzen aufzublitzen schienen. Eine grundlose, panische Angst hatte von ihr Besitz ergriffen, Furcht, wie sie sie noch nie zuvor in ihrem Leben verspürt hatte. Sie schrie, aber ihr Schrei verwehte ungehört in der Unendlichkeit, durch die sie stürzte. Sie war allein, einsam, das einsamste Lebewesen im Universum, und diese Einsamkeit war schlimmer als alles. Sie wusste, daß sie träumte, und jedes Wort, das Waynesdale gesprochen hatte, klang noch deutlich in ihr nach, aber dieses Wissen half ihr nicht, die Angst zu überwinden, die in ihr brodelte. Im Gegenteil. Das unbestimmte Gefühl, auf etwas Grauenhaftes, Schreckliches zuzufallen, verstärkte ihre Angst noch.

Sie schrie weiter, und diesmal wurde ihr Schrei von einem unsichtbaren Hindernis reflektiert und verstärkt, auf sie zurückgeworfen und wieder und wieder gebrochen, bis sie in einem Crescendo grellen Lärms eingeschlossen war.

Plötzlich stand sie auf festem Boden. Das Gefühl des Fallens verging, und sie fand sich von einer Sekunde auf die andere auf einer weiten, horizontlosen Wiese wieder. Ein Hügel ragte vor ihr empor, gekrönt von einer wuchtigen, schwarzen Burg.

Kings Castle! Das war ihre Heimat! Ihr Zuhause!

Sie lief los, rannte, so schnell sie konnte, und während sie sich dem Schloß näherte, verblaßten die Farben, bis sie durch eine triste Schwarzweißlandschaft lief. Nirgends regte sich etwas, und selbst die Wolken am Himmel schienen erstarrt und wie festgeklebt. Sie lief durch das weit offenstehende Tor, rannte auf das Hauptgebäude zu und stieß mit einem verzweifelten Keuchen die Tür auf. Von panischer Angst getrieben, begann sie das Haus Zimmer für Zimmer zu durchsuchen, aber der Anblick war überall gleich: Leere, verlassene Räume, in denen Einsamkeit und tödliches Schweigen nisteten.

Als sie die Treppe herunter und wieder in die Bibliothek stürmte, hörte sie die Schritte.

Sie blieb stehen, keuchte, und blickte aus angstvoll aufgerissenen Augen

auf den Flur hinaus. Die Schritte kamen näher, hielten an, schleppten sich dann mühsam weiter. Damona schlug entsetzt die Hand vor den Mund und wich rückwärtsgehend bis an eines der deckenhohen, leeren Regale zurück. Ihre Finger tasteten unsicher über die leeren Borde, fuhren durch Staub und jahrzehntealten Schmutz, während sich ihr Blick an der Tür festsaugte. Ein Schatten erschien auf den Fliesen, grotesk verzerrt und kaum als Umriß eines menschlichen Wesens zu erkennen. Dann schlurfte ein müde, vornüber gebeugt gehender Mann durch die Tür.

»Henry!« stöhnte Damona. Eine unsägliche Erleichterung ergriff sie. Sie wußte nicht, was sie erwartet hatte, aber sie war vollkommen sicher gewesen, mit etwas Schrecklichem konfrontiert zu werden. Sie eilte auf den alten Butler zu, breitete die Arme aus, um ihn zu umarmen, und prallte entsetzt zurück, als Henry den Kopf hob.

Sein Gesicht war eine leere, feuchtschimmernde Fläche.

Sekundenlang stand Damona wie gelähmt da, dann entrang sich ein gequälter Aufschrei ihren Lippen. Sie wankte zurück und hob schützend die Hände vors Gesicht, während Henry mit schlurfenden Schritten auf sie zukam. Verzweifelt sah sie sich nach einem Ausweg um, aber es gab keinen.

Die Fenster waren plötzlich vergittert, und die Tür schrumpfte mit einer wallenden, zuckenden Bewegung zu einem schmalen, an ein lippenloses Maul erinnernden Spalt zusammen.

Hinter Henry begann eine zweite Gestalt zu materialisieren. Ein Mann; groß, athletisch gebaut und trotzdem schlank, in einen schwarzen Smoking gekleidet, die Hände in einer lässigen Geste hinter dem Gürtel verhakt.

»Vater!« keuchte Damona. Sie kannte diese Haltung, diese Gestalt, diese lässige Art, sich zu geben. Dieser Mann dort war ihr Vater, James F. King.

Aber auch sein Gesicht war nichts als eine weiße Fläche. Er drehte sich langsam um, winkte mit einer langsamen, zeitlupenhaften Bewegung und kam dann ebenfalls auf Damona zu.

Damona schrie. Sie taumelte zur Seite, bis sie die Ecke des großen Raumes erreicht hatte, schrie und hämmerte verzweifelt mit den Fäusten gegen die leeren Regale. Eine dritte, in ein weites, fließendes Gewand gekleidete Gestalt erschien hinter Henry und ihrem Vater, und Damona wußte, ohne genau hinzusehen, daß das Grauen diesmal ihre Mutter ausgespien hatte, Vanessa King, gesichtslos und still.

»Komm, Damona«, flüsterte eine Stimme. »Komm zu mir, mein Kind.«

Die große, schimmernde Fläche dort, wo das Gesicht ihrer Mutter sein sollte, bewegte sich auf sie zu, füllte plötzlich den Raum aus, beugte sich lockend und zugleich furchteinflößend über sie. »Komm«, flüsterte das Un-Gesicht. »Komm, Damona! Küß mich! Küß deine Mutter!«

»Ja, Damona«, sagte ihr Vater. »Sei ein braves Kind und gib deiner Mutter einen Kuß!«

Damona schlug verzweifelt die Hände vors Gesicht. Die beiden

gesichtslosen Gestalten kamen näher. Und dann klappten ihre Köpfe wie aufgehende Blüten auseinander, und darin war nichts als Leere und Einsamkeit…

***

Kräftige Hände hielten sie fest, als sie erwachte. Sie war in Schweiß gebadet, und die Angst, dieses unbeschreibliche Grauen, in dem sie gefangen gewesen war, flackerte noch ein paar Sekunden lang in ihr nach, ehe sie mühsam in die Wirklichkeit zurückfand.

»Nun, meine Liebe?« fragte eine Stimme. »Hat es Ihnen gefallen?«

Damona wandte mühsam den Kopf und blickte in Waynesdales Gesicht.

»Ungeheuer«, flüsterte sie. Ihre Stimme schwankte. Sie hatte Mühe, nicht erneut in Tränen auszubrechen und hysterisch loszuschreien.

»Aber, aber. Machen Sie mich nicht für die Schrecken Ihres Unterbewußtseins verantwortlich«, sagte Waynesdale milde. »Ich habe absolut nichts mit dem zu tun, was Sie erlebt haben. Alles ist in Ihnen! Wenn unter uns ein Ungeheuer ist, dann sind Sie es.« Er lächelte, gab Metheson und Mike einen Wink, und sie ließen Damonas Arme los und traten zurück.

»Sie können gehen«, sagte Waynesdale sanft.

Damona sah verwirrt auf.

»Ich kann… was?«

»Sie können gehen«, wiederholte Waynesdale geduldig. »Ich habe kein Interesse daran, Sie festzuhalten. Sie sind frei. Sie und Mister Hunter.«

Zögernd richtete sich Damona auf. Schwäche wallte in ihr empor, aber sie überwand den Anfall rasch. Mit zitternden Knien wankte sie zur Tür, lehnte sich gegen den Pfosten und starrte zuerst Waynesdale, dann Larian fassungslos an. Das zerstörte Gesicht der Vampirin zuckte vor Haß. Aber sie machte keine Anstalten, sich von der Stelle zu rühren.

Plötzlich flammte Wut in Damona auf. Zum ersten Mal, solange sie sich zurückerinnern konnte, verspürte sie den Wunsch, jemanden zu töten, jemanden mit ihren eigenen Händen umzubringen…

Ihre Gedanken mußten deutlich auf ihrem Gesicht zu lesen sein, denn Waynesdale lächelte plötzlich. »Versuchen Sie es ruhig, Miß King«, sagte er. »Aber machen Sie mich nicht für das verantwortlich, was dann geschieht!«

Damonas Selbstbeherrschung war nun vollends am Ende. Mit einem gellenden Schrei warf sie sich auf Waynesdale und legte die Hände um seinen Hals. Aber im gleichen Moment verschwand Waynesdales Gesicht, und statt dessen blitzte eine weiße Fläche vor ihr auf. Sie schrie, riß entsetzt die Hände zurück und brach würgend und wie ein

Kind wimmernd zusammen.
Waynesdale lachte leise.
»Und nun, Miß King«, sagte er ruhig, »nach dieser kleinen Demonstration, zu der sie mir gütigerweise selbst verholfen haben, darf ich Sie bitten, zu gehen.«
Damona schluckte, wischte sich mit dem Unterarm die Tränen aus dem Gesicht und stand schwankend und unsicher auf.
»Sie werden zusammen mit Mister Hunter nach Saint Anns gehen«, sagte Waynesdale. »Aber lassen Sie sich Zeit. Es wird in wenigen Minuten hell, aber ich lege Wert darauf, daß genügend Menschen auf der Straße sind. Sie werden die Hauptstraße hinuntergehen, Sie allein, und Mister Hunter wird unterdessen freundlicherweise am anderen Ende des Ortes warten. Und dann werden Sie gegeneinander kämpfen. Die Wahl der Waffen überlasse ich Ihnen.« Er lachte meckernd. »Sie werden so lange kämpfen, bis einer von Ihnen tot ist, ist das klar? Der Überlebende wird dann unserem lieben Freund Metheson die kleine Gefälligkeit erweisen und seine Frau aus dem Weg räumen, bevor er sich dann selbst eliminiert.« Er atmete keuchend ein. »Ich habe lange auf diesen Moment warten müssen, Miß King. Und glauben Sie mir, ich werde ihn genießen.«
Larian drehte sich ruckhaft herum. »Und ich?« zischte sie. »Die Hexe ist…«
»Schweig!« befahl Waynesdale. »Du wirst noch genug Opfer bekommen, Larian. Diese beiden gehören mir! Und nun geht!«
Damona taumelte aus dem Zimmer, dicht gefolgt von Mike und einem sehr mißtrauischen Metheson, Erst, als sie das Schloß verlassen hatten, blieb der Constabler hinter ihnen zurück.

***

Die Sonne war vor wenigen Minuten aufgegangen, und der Tag versprach heiß zu werden. Schon jetzt lastete eine schwüle Wärme zwischen den Häusern. Damona fröstelte trotzdem, aber es war eine Kälte, die aus ihrem Inneren kroch und weder durch die Sonne noch durch warme Kleidung vertrieben werden konnte. Ihre Hand glitt unter ihre Jacke und tastete nach dem Griff der Luger, während sich ihr Blick verzweifelt an der schlanken Gestalt am unteren Ende der Straße festsaugte.
Sie wollte Mike nicht töten! dachte sie verzweifelt. Sie wollte überhaupt niemanden töten, aber Mike am allerwenigsten! Nicht den Mann, den sie liebte!
Und trotzdem kroch ihre Hand wie ein lebendiges Wesen, das ihrem Willen nicht mehr länger gehorchte, weiter auf die Waffe zu, klammerte sich einen Moment um den schlanken Griff und zog sie dann aus der Halterung. Am anderen Ende der Straße bewegte sich

Mike auf gleiche Weise. Aber noch rührten sie sich nicht. Saint Anns begann rings um sie herum langsam zu erwachen. Rolläden wurden hochgezogen, Türen und Fenster geöffnet, und in einer Seitenstraße machten sich die ersten Pendler auf dem Weg zur Arbeit in der nächstgrößeren Stadt. Aber noch war es nicht soweit.

Die ersten Menschen traten auf die Straße – Männer auf dem Weg zur Arbeit, Schulkinder mit bunten Tornistern oder Aktenmappen, Hausfrauen auf dem Wege zum Bäcker oder zu einem Morgentratsch. Damona spürte die neugierigen oder auch verschreckten Blicke, die sie trafen, und sie wußte, daß sie Aufsehen erregten. Aber genau das wollte Waynesdale ja. Ihm konnte es gar nicht auffällig genug sein.

Ein schwarzer Streifenwagen fuhr langsam die Straße hinauf, hielt einen Moment neben Mike an und setzte sich dann brummend auf Damona zu in Bewegung. Hinter dem Steuer erkannte sie Waynesdale, neben ihm Metheson, und im Fond hockte, in ein einfaches graues Kleid gehüllt und das verbrannte Gesicht hinter einem Schleier verborgen, Larian.

Die Zuschauer waren da, dachte Damona. Erneut wehrte sich alles in ihr dagegen, mit Mike, dem einzigen Menschen auf der Welt, den sie wirklich liebte, zu kämpfen. Aber allein der flüchtige Gedanke an Widerstand ließ wieder das Grauen aus ihrem Traum vor ihren Augen aufflammen, eine Angst, die so gewaltig, so unerträglich war, daß sie lieber gestorben wäre, als sie auch nur noch eine Sekunde zu ertragen.

Der Streifenwagen hielt mit knirschenden Reifen neben ihr. Waynesdale kurbelte das Fenster herunter und beugte sich vor.

»Sie können beginnen, Miß King«, sagte er freundlich. »Und geben Sie sich Mühe. Sie haben jede Menge würdiger Zuschauer.« Er deutete mit einer weit ausholenden Handbewegung auf die inzwischen belebte Straße, lachte leise und gab Gas. Der Wagen schoß mit kreischenden Reifen davon und verschwand in einer Seitenstraße, und Sekunden später hörte Damona das dreifache Zuschlagen der Türen.

Mike setzte sich mit stockenden Schritten in Bewegung. In seiner Hand blitzte es hell auf.

Damona atmete mühsam ein, zog die Hand mit der Pistole unter der Jacke hervor und zielte sorgfältig.

Nein! hämmerten ihre Gedanken. Tu es nicht! Du darfst es nicht tun!

Auf dem Bürgersteig neben ihr schrie eine Frau entsetzt auf, als sie die Pistole in ihrer Hand bemerkte. Der Schrei pflanzte sich fort, und binnen weniger Sekunden brach auf der gesamten Straße Panik aus.

Menschen flüchteten hastig in Seitenstraßen oder Häuser, Fensterläden wurden zugeschlagen, und Mütter rissen ihre Kinder von der Straße.

Als der erste Schuß peitschte, schien Saint Anns ausgestorben zu sein.

Damona warf sich mit einem gewagten Hechtsprung zur Seite, rollte

über die Schulter ab und kam hinter einem geparkten Wagen wieder hoch. Erneut drückte Mike ab. Die Kugel schrammte über die Kühlerhaube des Wagens, zerschmetterte den Spiegel und jaulte als Querschläger davon.

Damona fuhr blitzschnell herum, feuerte zweimal hintereinander und hechtete wieder in Deckung, als Mike zurückschoß. Rechts und links von ihr schien der Asphalt zu explodieren. Steinsplitter heulten davon, und eine dritte, besser gezielte Kugel verfehlte sie nur um Millimeter.

Damona robbte um den Wagen herum, spähte vorsichtig über die Straße und zog gerade noch den Kopf ein, als Mike hinter seiner Deckung hervor auf sie schoß. Die Kugel klatschte in den Reifen, und Damona zog sich hastig zurück. Als sie unter dem Wagen hindurchspähte, sah sie, wie Mike aufsprang und im Zickzack auf ihre Deckung zulief. Sein Gesicht war verzerrt.

Sie stemmte sich hoch, sprang hinter dem Wagen hervor und trat Mike mit einer überraschenden Bewegung die Waffe aus der Hand.

Mike schrie auf, umklammerte sein geprelltes Handgelenk und wankte einen Schritt zurück. Er versuchte nach ihr zu schlagen, aber Damona tauchte blitzartig unter seinem Arm hindurch, rammte ihm die Schulter in den Leib und fegte ihn mit einem Judogriff von den Füßen. Die Waffe in ihrer Hand ruckte hoch, und die Mündung richtete sich dröhnend auf Mikes Stirn.

Aber sie drückte nicht ab. Ihr Finger verharrte reglos am Abzug, während sie wie betäubt in Mikes vor Entsetzen verzerrtes Gesicht herunterstarrte.

»Ich… ich kann nicht«, keuchte sie.

Etwas Großes, Weißes schien sich zwischen sie und Mikes Gesicht zu schieben, und ein leises Gefühl der Angst begann sich in ihrem Denken festzusetzen. Plötzlich hatte sie den Eindruck, von einer sanften, körperlosen Hand berührt zu werden, und wo gerade noch Mikes reglose Gestalt gelegen hatte, lag jetzt ein dunkles, vielgliedriges Ding mit einer leeren Fläche anstelle eines Gesichtes.

»Nein!« keuchte Damona. »Bitte nicht…« Sie zitterte. Das Ding regte sich, erhob sich langsam auf Hände und Füße und kam dann tolpatschig auf sie zu.

Damona wich mit einem gurgelnden Schrei zurück. Das Ding streckte die Arme aus, grabschte mit großen, klauenförmigen Händen nach ihrem Hals und kam unerbittlich näher. Damona wankte zurück, unfähig zu denken oder irgend etwas anderes zu tun als das gesichtslose Monstrum anzustarren. Die Pistole in ihrer Hand war immer noch auf das Ungeheuer gerichtet, aber sie war unfähig, abzudrücken.

»Schießen Sie, Damona!« krächzte eine Stimme hinter ihr. »Schießen Sie, ehe es Sie erwischt! Schießen Sie!«

Damona drehte mühsam den Kopf. Waynesdale war wenige Meter hinter ihr erschienen. Sein Gesicht hatte sich hektisch gerötet, und in seinen Augen glomm ein wahnsinniges Feuer. »Schießen Sie!« befahl er. »Sie haben keine andere Chance! Es wird Sie schnappen!«

Angst, graue, unbarmherzige Panik schlug über Damona zusammen. Das gesichtslose Grauen kam näher, war jetzt nur noch wenige Schritte von ihr entfernt. Die Waffe in ihrer Hand zitterte.

»Schießen Sie!« befahl Waynesdale. Seine Stimme überschlug sich fast.

Irgendwo in Damona schien etwas zu zerbrechen. Sie schrie gellend auf, brach in die Knie und riß die Waffe mit beiden Händen hoch.

Waynesdale hatte nicht einmal mehr Zeit, überrascht aufzuschreien. Die Kugel raste auf ihn zu…

»Komm«, sagte Mike sanft. Sein Gesicht wirkte grau und eingefallen, und seine Hände zitterten, als er Damona auf die Füße half. Das Grauen war wie ein böser Alpdruck gewichen, als Waynesdale zusammengebrochen war, aber allein die Erinnerung daran ließ Damona krampfhaft schluchzen. Sie warf sich gegen Mikes Brust, kämpfte sekundenlang vergeblich gegen die Tränen an und begann dann hemmungslos zu weinen.

»Es ist vorbei«, murmelte Mike. Er strich zärtlich über ihr Haar, aber Damona spürte, daß er fast genauso stark zitterte wie sie. »Es ist alles vorbei«, sagte er noch einmal. »Jedenfalls fast.«

Damona machte sich mühsam aus seiner Umklammerung los.

»Wir müssen uns um Larian kümmern«, sagte sie. »Die Vampirin muß ausgeschaltet werden.« Sie drehte sich um, hob die Luger vom Boden auf und ging mit steifen Schritten auf den Streifenwagen zu.

Nur mit äußerster Selbstbeherrschung gelang es ihr noch, sich auf den Beinen zu halten. Aber sie mußte weitermachen, irgend etwas tun, ganz egal was, nur nicht still stehenbleiben, nicht denken, nicht an das namenlose Grauen erinnert werden.

Aber es gab nichts mehr zu tun. Metheson hockte mit leerem Gesicht hinter dem Steuer, die Hände krampfhaft um das Lenkrad geschlungen.

»Ich… ich wollte es nicht«, wimmerte er. Tränen liefen über sein Gesicht. »Ich wollte sie nicht umbringen«, keuchte er.

»Umbringen?« fragte Damona. »Wen?«

Mike berührte sie sanft an der Schulter und deutete auf den verschmierten, dampfenden Fleck auf dem Rücksitz.

Man brauchte nicht allzuviel Phantasie, um sich auszumalen, was geschehen war: Metheson hatte seine geistige Freiheit im gleichen Augenblick wiedererlangt wie sie. Irgendwie mußte es zu einem Kampf zwischen ihm und der Vampirin gekommen sein, ein Kampf, der verhängnisvoll für die Untote geendet hatte. Ein unglücklicher

Griff, ein winziges Verrutschen ihrer Kleidung oder des Schleiers…

Sonnenlicht war tödlich für Vampire, dachte Damona.

Sie trat vom Wagen zurück, streckte langsam die Pistole ein und schloß die Augen.

Der Alptraum war vorüber. Endgültig.

ENDE